



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Modenbild, nebst Beschreibung. — Zwischen den Zeilen. — Ein Professor der Grazie. — Die Lieblingschwester Friedrich's des Großen, von Julius Rodenberg. — Aus der Polizeichronik von St. Petersburg. — Fatal! IV. Leiden eines Anapolitischen, von J. Trojan (mit Illustrationen von Wilhelm Scholz). — Ein Vormittag am Hofe Ludwigs XIV. — Der Schlaf. — Das Original unter unfernen Planeten, von H. Beta. — Der römische Doctor. — Mehr Licht — mehr Lichte! von Dr. G. Jacobsen. — Wirtschafts-Plaudereien. — Modenbild, nebst Beschreibung. — Aehrenlese. — Nebus. — Schach-Aufgabe. — Charade. — Auflösungen des Nebus, der Schach-Aufgabe und Charade Seite 72. — Correspondenz.

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe von schwarzem Taffet. Die Garnitur des Rockes ist aus schuppenartig übereinanderliegenden Patten desselben Stoffes gebildet. Diese Patten, sämmtlich mit schmaler weißer Guipüre umgeben und mit weiß und schwarzer Seidenfäde besetzt, sind in regelmäßiger Abwechslung von je zwei geraden und einer etwas breiteren geschweiften Patte arrangirt. Die letztere markirt sich noch besonders durch je einen Knopf von Steinfarbe mit weiß emaillirtem Fond. Eine Reihe Patten der letztgenannten Form umgibt den oberen und unteren Rand der Ärmel. Der Gürtel, von welchem die nächste Nummer Schnitt und nähere Beschreibung bringt, ist in Uebereinstimmung mit dieser Garnitur aus Patten zusammengesetzt, von denen die breiteren, geschweiften, nach aufwärts steigend zu beiden Seiten angebracht sind.

Fig. 2. Robe aus hellbrauner Popeline. Die in regelmäßigen Entfernungen dem Rocke aufgesetzten charpearti-

gen Patten sind aus Taffet in etwas dunklerem Braun, verziert mit braunem Sammet, Stabperlen und braunen Seidenquasten. Eine gleiche Garnitur umgibt den Halsausschnitt und den unteren Rand der Ärmel.

[13,171]

K.

Zwischen den Zeilen.

Novellette.

Es war ein reizend gemütliches Zimmer, in welches ich trat. Halb Boudoir, halb Salon, verband es das Trauliche mit dem Eleganten. Ein zarter Duft von blühenden Nelken und Hoacinthen empfing den Eintretenden wie ein von rosigem Lippen gehauchtes Willkommen. War es nun, daß meine Sinne, die für Wohlgeruch sehr empfindlich sind, schon durch diesen ersten Eindruck sich bezaubert fühlten, oder war es einer anderen Ursache

zuzuschreiben, kurz beim Eintritt in das Zimmer überkam es mich mit ganz besonderem Wohlbehagen und ich wußte selbst nicht, wie mir war. Die Möbel waren einfach; man erblickte weder Marmor noch Gold, noch kostbare Gegenstände, und dennoch sah ich nie ein so sauberes Schmuckkästchen gleich dem kleinen Raum, der sich meinen Augen bot. Wenn es eine Göttin der Gemüthlichkeit gibt, so war dies ihr Tempel; die kleinen Sophas sahen so verführerisch bequem aus; die Tische hatten so wenig Beine; die Stühle hatten nicht das trübselige Aussehen ihrer sonstigen Brüder, die gelangweilt an der Wand stehen und über ihre verfehlte Bestimmung nachdenken; nein, diese Stühle hatten jeder seinen Charakter, jeder schien sich seiner Unentbehrlichkeit bewußt und süßte sich als einen nothwendigen Bestandtheil in dem harmonischen Ganzen. — Vor einem niedlichen Ramin, auf dem eine Roccoco-Uhr im Style Louis XVI. ihre kleinen dicken Beine wärmte, standen ein behaglicher Lehnstuhl, ein kleines gesticktes Tabouret und etwas zur Seite eine Causeuse. Auf dem zierlichen Tischchen nebenbei lag ein aufgeschlagenes Buch mit



einem Falzbein; da ich Zeit hatte, so warf ich einen Blick hinein; es war einer von den guten englischen Romanen: „Kathalie“.

Auf dem Tische für Souvenirs stand eine klassische Schale für Visitenkarten und um sie herum in allerliebster Unordnung Prachtausgaben beliebter Dichter der Gegenwart. Da war natürlich Rückert's Liebesfrühling, dieses Laienbrevier für Berliebte; da waren Geibel's Gedichte. Siegfried lag in Marocco mit Goldschnitt gefangen; Fritz Hof glühte in glänzendrothem Einbande, wie das Nordlicht seines Vaterlandes; daneben schien der Jmmensee in zartem Grün und die unvermeidliche Prinzessin Ilse begrüßte sich mit Otto dem Schütz und der „Düsseldorfer Bildermappe“, diesem mit Recht so geschätzten neuesten Erzeugniß der dortigen Malerschule, in welchem die ganze Naivetät, Kraft und Natürlichkeit derselben lebt, während dicht nebenbei sich ideales Wesen in der ewig lieblichen „Ardine“ verkörperte. Aber wo sind die Klassiker? fragte ich bei mir selbst, und wollte schon die Herrin des Stübchens, die mich so lange warten ließ, der Sentimentalität und Mangels an wirklicher Tiefe beschuldigen; da fielen meine Augen auf ein schön gearbeitetes Schränkchen, hinter dessen Spiegelblenden Glascheiben alle die ehrwürdigen Herren der Literatur in vornehmer Abgeschlossenheit standen. Schiller, Goethe, Lessing, Herder, Wieland, Humboldt, — unsere literarischen Hausgötter — waren da in Reih' und Glied und verfochten mit siegreichen Waffen die Ehre unserer deutschen Literatur. Unter ihnen standen (nicht im moralischen Sinn) Shakespeare, Milton, Byron, Corneille, Racine, Molière. Verührt über die klassische Ausbildung derjenigen, die meine Geduld auf scharfe Probe stellten, und ercreut, auch noch diese Vollkommenheit bei ihr anzutreffen, stellte ich Hypothesen über das endliche Aufgehen meines Geistes und die möglichen Gründe ihres Ausbleibens auf, trat dabei aus Zerknirschtheit (bestimmt es war nichts als das) vor den Pfeiler Spiegel, der wie eine blinkende Wasserfäule aus einem Blumenkorbe entsprang, fuhr mit der Hand durchs Haar und ließ meine Cravatte die höchste irdische Vollkommenheit erreichen — als plötzlich eine mir nur zu wohlbekannte melodische Stimme mich mit einem zuvorkommenden „Guten morgen“ begrüßte, in dem für mich eine Welt von bedeutungsvollen, in diesem Worte bis jetzt noch nicht vermutheten Gefühlen lag.

Die Leser werden sich meine Verlegenheit denken können, von ihr in einem scheinbaren Act der Eitelkeit betroffen worden zu sein; ich sage scheinbar, denn mein Hintreten vor den Spiegel war wirklich nur Zerknirschtheit gewesen, — und den Gedanken ihrer Willen meine Cravatte geordnet und meinen Haaren einen künstlerischen Schick gegeben zu haben, den die Damen, wie man sagt, gern sehen — diesen Gedanken weise ich noch einmal vor mir. Jedoch genügt es nicht, das Gefühl der Unschuld in seinem Herzen zu tragen; der Schein war wider mich und ich gestehe es offen: ich war verlegen. Aber der ausgesuchte Tact meiner Wirthin, ihr allerliebstes Gespöndel, mit welchem sie mir über die ersten Minuten hinweg half, gaben mir bald meine Ruhe zurück, und ich brachte in wohlgerundeter Rede meine Frage vor: „Ob sie sich von dem gestrigen Ball erholt habe?“ Wir hatten uns unterdessen an dem gemüthlichsten Plätzchen von allen gemüthlichen Plätzchen dieses gemüthlichen Zimmers niedergelassen. Es war eine Art Nische beim Fenster, welches mit Vorhängen, Fensterkissen und einer Blumenarmee den Winter, der draußen an die Scheiben geklopft, siegreich verdrängt hatte, ein Plätzchen, in welches der Frühling, als er von der Natur Abschied nahm, sich geflüchtet hatte, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien: kurz ein Plätzchen, welches sie zu einem Paradiese machte.

„Vollkommen,“ antwortete sie auf meine Frage, indem sie eine zierliche Handarbeit aus dem vor ihr stehenden Arbeitstischchen nahm. „Sie entschuldigen, nicht wahr?“ sagte sie und wies mir einen freundlichen, um Vergebung bittenden Blick aus ihren blauen Augen zu, welcher mich bewogen hätte, selbst dann ihr zu verzeihen, wenn die Nadel, die sie hielt, ein Dolch gewesen und sie denselben, anstatt in den Canavas, in meine Brust versenkt hätte. „Sie entschuldigen, nicht wahr? Aber Weihnachten ist vor der Thür und wir Frauen haben alle Hände voll zu thun. Da sind Väter, Onkel und Cousins, die mit Pantoffeln, Cigarrentaschen und Uhrbehältern bedacht werden müssen; da sind Großmütter, die an Schlummerrollen, Tanten, die auf Fußstücken gerechte Ansprüche haben; da ist das kleine Volk vor allem, dem bescheert werden muß. Da gibt es freilich jede Minute zu bemerken und selbst die Höflichkeit muß den Weihnachtzintereffen weichen. Außerdem,“ fügte sie lächelnd hinzu, „muß ich heute einholen, was ich gestern Abend verläumd. Ich muß Sie auch noch nachträglich um Verzeihung bitten für das Alleinsein mit meinen Meubeln und Büchern, in welchem ich Sie so lange gelassen habe; doch auch daran ist der gestrige Abend schuld.“

„Zuwiefern?“ fragte ich.
„Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich, um Ihnen dies zu erklären, mich selbst anklagen,“ sagte sie mit einem holden Lächeln. „Es ist meine Gewohnheit, alle Morgen, bevor ich aus meinem Zimmer trete, die Hausordnung für den Tag zu besorgen, und da ich gestern sehr müde war, so habe ich mich heute verchläpft — ja, mein Herr, das ist der Grund, weswegen ich Sie warten ließ. Sie sehen, wie richtig es ist: wer sich entschuldigt, der schuldigt sich an!“

Dies alles sagte sie in dem Tone eines Kindes, das seine Schulererzelen nicht gemacht und dem Lehrer zögernd und verschämt das Geständniß davon ablegt. O glücklicher Lehrer eines solchen Kindes!

Ich erwiderte, daß ein Dichter gesagt hätte: die Erwartung des Glückes sei fast so schön, als der Genuß des Glückes selber, worauf mein schönes vis-à-vis halb unwillig, halb geschmeichelt erröthete (welche Frau hört ein Compliment gleichgültig an?) und indem sie that, als ob sie nicht gemerkt, was ich gesagt, fuhr sie fort: „Sie wissen oder Sie wissen vielleicht auch nicht, da sie erst seit so kurzer Zeit von unserer Residenz zurückgekehrt, daß dies mein erster Ball nach einer vier Jahre langen Pause ist, und daß ich folglich an späte Stunden nicht mehr gewöhnt bin.“
„Ist es möglich? vier Jahre?“ rief ich, „vier Jahre haben Sie die Welt Ihres Anblicks beraubt und sich in die Prosa des Hausstandes zurückgezogen, begraben möchte ich sagen!“ — „Was wissen Sie von der Prosa oder Poesie des Hausstandes, mein Herr?“ rief sie neckend und mit einem Ausdruck, der Alles, was sie verschwiegen, mir dennoch sehr deutlich sagte: „Was wissen Sie davon?“ wiederholte sie mit einem Anflug von Ernst; „der Gehstand, so wie der Hausstand bieten uns Frauen, die Sie ganz unnöthigerweise beklagen, unzählige Freuden, von denen Sie sich nichts träumen lassen.“ (Ach, wohl träumte ich davon, und zwar in diesem Augenblick!)

Im Bewußtsein meiner wartenden Principien hielt ich es für meine Pflicht dieselben doppelt so eifrig zu vertreten und sagte kampfmüthig: „Ich gebe zu, daß eine glückliche Ehe dem Junggesellenleben vorzuziehen ist; aber es bleibt zu beweisen, ob glückliche Ehen möglich sind?“
Sie sah auf und ihr Blick war voll wehmüthig tiefer Ueber-

zeugung, als sie sagte: „Ja es gibt glückliche Ehen. Es gab eine, wenigstens!“ und sie lenkte ihre schönen Wimpern, die den blauen Augen einen so schwärmerischen Ausdruck und Glanz verliehen.

Ich war gerichtet durch dieses Wort und diesen Blick. Aber ich gab meine Position noch nicht auf, und um mein Gewissen zu beruhigen, machte ich eine übernatürliche Anstrengung, um mir ein vollkommen unüberzeugtes Ansehen zu geben.

„Ich will einräumen,“ sagte ich, „daß Ihre Ehe ausnahmsweise glücklich war, weil Sie selbst eine Ausnahme von allen Frauen sind! Lassen Sie mich ausreden,“ rief ich, als sie mich unterbrechen wollte; „aber auch Ihre Ehe mußte ihre Schattenseiten haben. Können Sie z. B. die Prosa eines Haushaltungsbuches hinwegleugnen? Muß es nicht auf eine junge Frau einen alle Poesie tödenden Einfluß haben, tagtäglich über so- und soviel Pfund Kalbsfleisch, Rindfleisch, Ribben, Kartoffeln, ja sogar Zwiebeln und sonstiges Unkraut schreiben, referiren und Rechenschaft ablegen zu müssen, Dinge, die eine junge, reizende Frau gar nicht einmal in den Mund nehmen sollte, ohne sich ihres Liebreizes zu vergehen?“ Ich setzte noch eine Menge Sachen hinzu über die Entwürdigung der Frauen zu Köchinnen, ihre daraus entstehende Unfähigkeit des Mannes Gefährtin zu sein und zog daraus ganz folgerichtig meinen Schluß gegen die Heirath. Ich sprach mich so in diese Ideen hinein, daß ich am Ende der Rede als vollkommener und gerechter Gefeind verüängt wieder auftauchte. Und doch that es mir leid, mich selbst so erfolgreich vertheidigt zu haben. Wie gern hätte ich mich von dem Gegenheil überzeugen lassen! Ich trauerte über die Niederlage meiner holden Widersacherin und rief mit César aus: „Noch solch einen Sieg, ihr Götter, und ich bin verloren!“ Aber die vermeintlich Besiegte hob ihr Köpfchen mit nichts weniger als demüthigem Bewußtsein ihrer Niederlage und sagte: „Sie bestreiten die Möglichkeit der Poesie im Hausstande; wohlan! ich werde sie Ihnen in dem zeigen, was Sie am meisten verachten: im Haushaltungsbuche!“

Damit stand sie auf und ging an ihren Schreibtisch. Während sie mir den Rücken wendend etwas in der Schublade zu suchen scheint, habe ich Zeit, meinen Lesern einige Aufklärungen über diese junge Frau zu geben, die in ihrem einfachen, aber distinguirten Morgenkleide aus pergäurem Rajshmir, die seine Taille von einem breiten Gürtel bezeichnen und ein coquettes Häubchen auf dem braungewellten Haar, vor mir stand.

Lina von Walden war mit achtzehn Jahren verheirathet worden und mit neunzehn Jahren Witwe. Ihr Mann, der sie noch als Kind in den Armen getragen, liebte sie mit der ganzen Innigkeit einer späten Liebe und sie, die ihm manch schönes Spielzeug verdankte, die getrost ihren Puppen den Kopf zerbrehen konnte, weil sie sicher war, einen Ersatz zu erhalten, sie, die als Kind ihm auf den Knien gesessen und ihre kleinen Arme um seinen Hals schlingend, ihn ihren lieben Walbi genannt: sie hatte als seine Frau ihm eine, auf Achtung und Dankbarkeit gegründete unerschütterliche und herzliche Zuneigung entgegengebracht. Ehe ein Jahr verging, lag ein kleiner rothger Bube neben dem Bette der jungen Mutter, die, selbst noch ein Kind, ihrem Mann mit kindlichem Entzücken um den Hals fiel, wie sie es als sechs-jähriges Mädchen gethan, als er ihr eine Wadspuppe brachte, die Papa und Mama sagen konnte. Aber ach, das arme junge Fräulein, das verwöhnte Kind des Glücks, sollte eine schwere Schule durchmachen!

In weniger denn zwei Monaten war sie allein, ganz allein. Wie sie es ertrug, wie sie es überlebte, weiß Niemand; sie zog sich vollständig in ihr Haus zurück; die nächsten Verwandten wurden nicht vorgelassen, sechs Monate lang blieben die Fensterläden geschlossen und man wußte nicht, lebte sie noch oder war sie ihrem Gatten und Kinde gefolgt. Endlich sah man sie, durch dicke schwarze Schleier fast unkenntlich gemacht, einem geistlichen Concerte beiwohnen, und bei den himmlischen Tönen des Mozart'schen Requiem löste sich ihr Schmerz in wohlthuende Thränen auf. Seitdem hatten einige ihrer Verwandten wieder Zutritt. Wer zu ihr kam, fand sie gewöhnlich an der Staffelei, Blumen malend, die sie leidenschaftlich liebte, oder beim Piano, in Beethoven's und Schumann's Meisterwerke vertieft, oder auch bei einer Handarbeit, denn es war ihre größte Freude, Anderen Freude zu bereiten; das heitere, von Lebenslust sprudelnde Mädchen war zur ersten Frau geworden, und ich, der sie vor ihrer Heirath auf einer Gesellschaft zwar reizend, aber fast zu kindlich ausgelassen gefunden, sah sie wieder, in ihrer reifen Weiblichkeit, von dem Heiligengleichnisse eines frühen Schmerzes umstrahlt.

Während ich dieses und vor allem das am gestrigen Abend stattgefundene Wiedersehen, die Schönheit dieser Frau, die, obgleich in einfache Halbtrauer gekleidet, alle anderen überragt hatte; ihren lieblich-wermüthigen Ausdruck und die Hartnäckigkeit, die man wohl als Coquetterie hätte auslegen können, mit der sie sich weigerte an allen Tänzen, außer den Quadrillen, theilzunehmen — während ich alles das und auch die aufrichtige Freundlichkeit, mit der sie den früheren jungen Freund ihres Mannes begrüßte, ja sogar ihm ausnahmsweise erlaubte, sie in ihrer Einsamkeit anzuführen — an meiner Seele vorbeiziehen ließ, hatte die junge Witwe ihren früheren Platz wieder eingenommen und sah mir gegenüber, ein längliches Buch auf dem Schooße und mit ernsthafter Miene sich auf einen Meinungskampf vorbereitend, dessen Ausgang im voraus schon entschieden war; denn der Widersacher verlangte ja nichts sehnlicher, als zu seiner Feindin überzugehen!

„Was werden Sie dazu sagen,“ hob sie an, „wenn ich Ihnen erkläre, daß dieses so hart von Ihnen verläumdete Buch, das Haushaltungsbuch, in meinen Augen der Inbegriff aller Poesie, meine liebste Lectüre ist? Abgesehen von dem interessanten Vergleich der Zahlen, abgesehen davon, daß beim Beobachten der Ebbe und Flut des Brod- oder Fleischpreises ein denkender Mensch an all das Wohl und Wehe derjenigen denken muß, die durch das Steigen oder Fallen Bettler werden oder ihr Glück machen, Gedanken, die einem fühlenden Gemüth unmöglich profanisch vorkommen können, abgesehen davon liegt in diesen einfachen Notizen ein ganzer Roman verborgen.“ — „Sie zweifeln?“ sagte sie lächelnd, als ich fragend zu ihr aufschaute, „wolan! — sehen Sie selbst, und lesen Sie den Roman zwischen den Zeilen meines Haushaltungsbuches mit eignen Augen!“ Dabei öffnete sie das Buch, auf dessen Titelblatt, von zierlicher Frauenhand geschrieben war:

H a u s h a l t u n g s b u c h
geführt
vom
1. November 186*
bis zum
15. Januar 186*
1 Jahr 1 Monat und 2 Wochen.
Unsern Eingang segne Gott,
Unsern Ausgang gleichermäßen!

„Es war am 1. November nach einer zweimonatlichen Hochzeitsreise, als ich dieses Haus an der Hand meines Gatten zum

ersten Mal betrat. — Es war am 15. Januar, als meines Kindes Augen sich für ewig schlossen, als der Kleine seinem ihm vorausgegangenen Vater folgte und mich allein ließ. Seitdem habe ich nichts mehr hineingeschrieben, denn Erinnerungen, die schönsten und heiligsten, die ein Weib empfinden kann, haben dies Buch zu einer Reliquie geweiht.“

Sie hielt einen Augenblick inne, und obgleich äußerlich vollkommen ruhig, errieth ich doch, daß die Erinnerung, besonders an ihr Kind, sie tieferschütterte, aber sich zur Heiterkeit zwingend, fuhr sie fort: „Sie sehen, mein erster Posten ist: Haushaltungsbuch 15 Sgr. Kaum waren wir nämlich eingezogen, so kam mir mein Mann, fast möchte ich sagen mit feierlicher Miene entgegen und indem er mir ein reizendes Portemonnaie übergab, sagte er: „Lina, Du bist nun eine selbständige Frau; zeige nun auch, daß Du eine verständige und bescheidene Frau bist. Hier hast Du Wirtschaftsgeld für einen Monat im Voraus; schalte und walte damit, wie es Dir gut dünkt; sollte es nicht genug sein, so hast Du nur ein Wort zu sagen!“ Mir schien, als ob ich es in einem Jahre nicht ausgeben könnte; ich bin aber doch in einem Monat damit fertig geworden;“ setzte sie lachend hinzu. „Mein erstes war: ein Contobuch, dieses Buch zu kaufen, und als ich mit sorgfältig probirter Feder meinen ersten Posten darin angemerkt, kam ich mir sehr wichtig, eine musterhafte Hausfrau vor. Darauf ging es an die Bestellung des Essens. O, wie lebhaft erinnere ich mich dieses ersten Dinners in meinem eigenen Hause! Nie hat mir eine Suppe so wundervoll geschmeckt, wie diese, meine erste, meine eigene, meine selbstbestellte Suppe! In meiner Seligkeit bemerkte ich nicht einmal, daß die Köche nichts weniger als locker gerathen waren und ein verdächtig gelbes Aeußere hatten, und mein guter Mann, um mich in meiner Freude nicht zu stören, verzog auch nicht eine Miene, obgleich er ein verwöhnter Feinschmecker war. Mein zweiter außerordentlicher Posten ist, wie Sie sehen: 10 Töpfe Rosen und Schneeglockchen. Ohne Blumen kann ich nicht leben. Tagtäglich gehen Sie hier unter meinen Ausgaben — Salat. Ich esse ihn nicht gern, aber mein Mann hatte seine Bravour darin, den Salat zu machen und ich gab ihm daher täglich die Gelegenheit, seine Kunst zu bewähren. Er gehörte nicht zu jenen pebanatischen, brillenbewaffneten Salat-Machern, die Del und Essig mit peinlicher Genauigkeit tropfenweise abmessen und den Salat mit der Sorgfalt einer Gistmischerin zubereiten. Nein, mit fast erschrecklicher Kühnheit goß er den edlen Saft der Olive in das hellgrüne Chaos der Salatblätter und schüttete einen wahren Schneefall von Salz darauf, aus welchem ein harmonisches Ganze entstand, auf welches er mit Recht stolz sein konnte. Ich verfehlte nie einige Worte des Lobes hinzuzufügen, wodurch ich meinem Manne Freude machte und mir ein freundliches Gesicht für die ganze Dauer des Mittags und noch drüber hinaus sicherte. Jemehr wir uns dem verhängnißvollen 24. December näherten, je häufiger werden sie finden: Ankäufe von Wolle, Canavas, Berlen, Goldschmuck etc. und hier am 24. Selbst sehen Sie einen kleinen Tannenbaum notirt, den ich heimlich für meinen Mann auspflanzte und über den ich mich selbst am meisten freute. Im Januar fand eine lustige Schlittenpartie statt; Geduld! ich werde Sie sogleich an der Masse von Rehbühnen und Fasanen erkennen lassen, wie fröhlich dieses Vergnügen endete — hier sind sie — ja, diese stummen Geschöpfe erzählen mir von einem hellen Ballsaal, einem feenhaft illumirten Wintergarten, geheimnißvoll plaudernden Springbrunnen und mit feinem Sand bestreuten Gängen, auf denen ein sehr glückliches Paar Arm in Arm wandelte; von einer Mondsheinnacht und blinkendem Schnee und stinken Pferden und warmen Schlitten und einem treuen Auge, das auf mich herabsah. Doch weiter. Lesen Sie die Ausgaben am 6. März.“ Gehorsam dem Gebote der schönen Frau las ich mit feierlicher Stimme: 6 Pfund seines Wehl, ¼ Pfund Schmandbutter, 16 Eier — und laut auslachend rief ich: „Nun gnädige Frau, welchen Roman wollen Sie aus diesen Wehl- und Butterelementen zusammenfassen?“

„Ja lachen Sie nur, mein Herr Spötter,“ rief sie, „oder mißgönnen Sie mir etwa meinen ersten Triumph als Hausfrau? Erathen Sie nicht, daß in diesen unscheinbaren Ingredienzien der Keim einer Sandtorte lag? Glauben Sie's nur, mir werden die Lohsprüche, die ich am Geburtstage meines Mannes einreichte, zu dessen Ehre ich dies Meisterwerk eigenhändig verfertigte, auf ewig unvergänglich bleiben! Doch zur Strafe für Ihren Zweifel sollen sie niemals von meinen Sandtorten zum Schmucken bekommen, Sie sollen niemals erfahren, daß es nichts Zarteres auf Erden gibt, als ein Stück dieses Backwerks mit einer Tasse Thee. „Nein, nein, Sie werden nicht!“ sagte sie mit schelmischem Ernst, als ich die Hände bittend erhob und „wie grausam!“ rief. „An den Ankäufen verschiedener Gartengeräthschaften: Spaten, Harke,“ fuhr meine unerbittliche Segnerin fort, „erkennen Sie auch ohne die Aufschrift, daß es nun Frühling wird, und da der Frühling poetisch ist, so müssen doch wol auch folglich der Spaten und die Harke poetisch sein.“ „Ich protestire!“ rief ich, „diese Folgerung ist allen Regeln der Logik zuwider!“ — „Ihre Logik hat nichts mit meinem Spaten zu thun,“ rief sie, „es genügt zu wissen, daß dieser Spaten mich an lau wehende Lüfte und aufkeimende Weiden erinnert, können sie diese Thatfachen bestreiten? Die Sommermonate dürfen wir überschlagen, die Poesie ergibt sich da von selbst — auch den September.“ „Halt,“ rief ich, „lassen Sie mich sehen, da ist ja ein ganzer Monat von fremder Hand geschrieben.“ Sie erröthete, aber als ich hin sah, erklärte ich Leinwand und Battifantkäufe, Häubchen, Hemdchen. Ich gab ihr das Buch zurück; über die Heiligkeit und Poesie, die in diesen Seiten lag, wagte ich keine Bemerkung zu machen. Sie war, während mein Auge die Seiten des Buchs überließ, das ich mir aus ihrer widerstrebenden Hand fast erobern mußte, immer mehr erröthete und konnte lange nicht ihre Unbefangenheit wiederfinden; aber beim Anblick des 24. December, welcher zum zweiten Male in dem Buche erschien, glänzten ihre Augen hell auf und sie erzählte mir mit glücklich geöffneten Lippen, wie sie den ersten Hampelmann, der mit 1 Thlr. 5 Sgr. im Buche verzeichnet stand, ihren Kleinen gekauft und er ihn eine Zeitlang mit großen verwunderten Augen beschaut und dann, als ob er mit sich im Klaren sei über die Nutzenanwendung dieses Gegenstandes, ihn mit kleinerer bieder, ungeschickter Hand beim Schopf getriegt und zum Mund geführt habe. Aber diesem buntschneidigen Hampelmann folgte gar bald trübe Medicinflaschen; sie häuften sich mehr und mehr, die Buchstaben waren kaum kenntlich, zuletzt mit Thränenfluten ausgewischt und der Roman des Haushaltungsbuches war zu Ende.

Wir lachten uns stumm gegenüber. Das Heft lag zugeschlagen auf ihrem Schooße und Thrämentropfen fielen auf die kleinen gefalteten Hände. Mir wurde — ich weiß nicht wie, aber ich konnte nicht widerstehen, ich ergriff sanft eine der kleinen Hände und hielt sie lange, lang und innig an meinen Lippen.

Soll ich noch weiter erzählen? Nein, auch meine scharfsichtigen Leser verstehen wol zwischen den Zeilen zu lesen und

werden errathen, wer es war, der ein Jahr nach der von uns mitgetheilten Unterredung Visitenkarten graviren ließ, auf denen mit eleganter Schrift geschrieben stand:

Kina von Walden
Erich Grün
Verlobte.

[1468]

Ein Professor der Grazie.

Zu den Pariser Originalen des vorigen Jahrhunderts gehört auch der Tanzmeister Vestris, der sich auf seinen Karten „Professor der Grazie“ nannte und allen vornehmen Herren und Damen „Unterricht in der guten Haltung“ gab, sowie in der Kunst, „einen zierlichen Diener zu machen“. Einer seiner Schüler, der Prinz von Lamark, hat uns eine der fraglichen Anstandslectionen des „Papa Vestris“ beschrieben und mit allen Redensarten wiedergegeben, deren der pedantische Sonderling sich dabei bediente.

„Nun, mein Prinz,“ hob der Tanzmeister an, „beginnen wir mit einer Verneigung... einer Reverenz vor... vor... Ihrer Majestät der Kaiserin von Deutschland. — Ah, ah, — tiefer, viel tiefer, mein Prinz! Bleiben Sie drei Viertelsekunden gebückt... erlauben Sie mir, nach der Secundenuhr zu sehen... Bravo! „Indem Sie sich emporrichten, mein Prinz, müssen Sie leicht und bescheiden den Kopf ein wenig nach der rechten Hand Ihrer Kaiserlichen und Apostolischen Majestät wenden. Küssen Sie diese Hand, welche das Scepter trägt, ohne jedoch zu wagen, Ihre Blicke auf das Gesicht dieser hohen Souveränin zu heften. „Während Sie eine so erhabene Fürstin begrüßen, ist es unerlässlich, ihrem Gesicht den Ausdruck von Ehrerbietung, selbst von Furcht zu geben, denn diese Gefühle thun der guten Haltung keinen Abbruch.

„Damit Ihre Züge den erforderlichen Ausdruck annehmen, stellen Sie sich so viele glänzende Kronen, so viele hohe Würden und Titel, so viele gewonnene Schlachten, so viele eroberte Länder, so viele Jahrhunderte voller Glück, Ruhm und Herrlichkeit vor, daß Sie davon ganz durchdrungen und tief ergriffen werden. „Bravo, bravo! — Das ist völlig die Miene, welche ich wünsche, — die des Aufgehens in dem Glanze der Majestät, — der Vernichtung, — des Nichtsseins, — der Ausgelbtheit. — Bravo, bravo, mein Prinz!

„Begrüßen wir jetzt die Frau Pfalzgräfin vom Rhein... Ah, — viel zu tief, mein Prinz, — mindestens um drei Zoll zu tief! — Sie verneigen sich ja vor ihr, wie vor unserer Königin. — Etwas Selbstbewußtsein, — etwas Selbstgefühl, wenn Sie wollen! Also noch einmal! — Bravissimo! — Es ist ja nur eine Pfalzgräfin, und weiter nichts. „Bravo!

„Dort kommt eine im Dienst ergrante Ehrendame. Sagen Sie ihr mit einem gewissen Lächeln: „Wenn die Etiquette es nicht verböte, so würde ich Ihnen, Frau Gräfin, auf der Stelle den Dank entrichten, welchen ich Ihnen für die ausgezeichnete Güte schulde, die mir, so lange ich die Ehre habe, die Hofzirkel zu besuchen, von Ihrer Seite in so reichem Maße bewiesen worden.“

„Jetzt möchte ich gern, daß Sie den Gruß eines berühmten Virtuosen erwiderten. Grüßen Sie ohne alle verlegene Schüchternheit... Ueberreichen Sie sich nicht. — Zeigen Sie nicht zu großen Eifer. — Erblicken Sie in einem berühmten Künstler das Entzücken des Publikums, — eines ganzen Königreiches, — einen Mann, der sich aus der Tiefe des Staubes vor sichwindelnden Höhe des Ruhmes emporgeschwungen hat, — den die Monarchen lieben, bereichern, in den Adelsstand erheben... Denken Sie sich den alten Vestris, geehrt durch einen Orden, mein Prinz, wenn seine Reider nicht gegen ihn kabalistirten. Stellen Sie sich vor, Sie begrüßten den Chevalier Vestris... Verneigen Sie sich, mein Prinz, — ein wenig tiefer, — — noch ein wenig tiefer. — Bravo! — Damit beschließen wir unsere heutige Lecture.“

[1465]

Die Lieblingschwester Friedrich's des Großen.

Prinzessin Wilhelmine, geboren am 3. Juli 1709, war die älteste Tochter König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen. In ihr lebte der Geist ihrer Großmutter, der philosophischen Königin. Schon frühzeitig übte sie einen bedeutenden Einfluß auf den Kronprinzen, ihren Bruder, in welchem vielleicht Niemand, außer ihr, die künftige Größe voraussah. „In meiner Jugend,“ also sagte dieser später einmal, „wollte ich nichts thun, ich lief immer nur umher. Da sagte meine Schwester von Baireuth zu mir: Schämst Du Dich nicht, Deine Talente so zu vernachlässigen? Und darauf machte ich mich an die Lecture.“

Von Jugend an bestand ein Herzensbund zwischen diesen beiden Geschwistern. Inmitten einer kalten und pedantischen Umgebung wuchsen sie auf mit der Ahnung von etwas Neuem, etwas Bedeutendem, was erst kommen sollte; mit einem Gefühl, dessen, was sie für einander zu werden bestimmt waren. Voll Geist und Witz, den Anderen so früh schon überlegen, erfanden sie fast eine Sprache für sich selber, welche Niemand außer ihnen verstand. Sie hatten Scarron's komischen Roman gelesen und wendeten die Namen desselben auf die Persönlichkeiten am Hofe an, die ihren feinen Spott am Meisten herausforderten. Wenn die Geschwister über „Madame Bouvillon“ Witze machten, so meinten sie darunter die gute, in äußerer Fülle etwas zu breit ausgegangene Frau von Kameke, Oberhofmeisterin der Königin. Eines Tages fragte diese wohlbeleibte Dame, wer denn eigentlich Madame Bouvillon sei? Das ist die Oberhofmeisterin der Königin von Spanien! sagte der Kronprinz, indem er seiner Schwester einen Blick des Unverständnisses heimlich zuwarf. Als später in einem großen Cirkel der Königin die Rede vom spanischen Hofe war, bemerkte Frau von Kameke, daß alle Oberhofmeisterinnen der Königin von Spanien aus der Familie der Bouvillons seien. Ein allgemeines Gelächter, welches jetzt entstand, belehrte Frau von Kameke, daß sie eine Scottise gesagt und vom Kronprinzen mystificirt worden sei.

Das preussische Königshaus war damals, vor hundert Jahren, wie jetzt wiederum der Fall, ganz nahe mit dem englischen verwandt, und Prinzessin Wilhelmine ward als die erkorene Braut des britischen Thronfolgers betrachtet. Mit diesem Gedanken ward sie erzogen; schon in der Kindertube träumte sie eine Krone. Doch anders hatte das Geschick es gewollt. Politische Einflüsse trennten sich, der König ward mißtrauisch gegen England, jener Fluchtversuch des Kronprinzen, welcher mit der Ent-

hauptung Kette's endete, trat dazwischen und um den geliebten Bruder zu retten, brachte die Prinzessin sich selber zum Opfer. Sie, die gewöhnt worden, in den Bildern der Macht und des Glanzes zu schwelgen, den Blick auf den stolze Königsthron des damaligen Europas gerichtet; sie reichte die Hand einem Brandenburgischen Vetter. Statt in den Palaß von St. James ging sie in die Eremitage von Baireuth.

Aber diese kleine Markgräfin, in einer von den kleinen Residenzen des deutschen Reiches, wie zog sie doch allmählig die Blicke der Welt auf sich und ihren bescheidenen Hof! Zusammen mit ihrem königlichen Bruder stieg sie, bis Beide die Höhe des Jahrhunderts erreicht hatten, auf der wir diese Namen in aller Glorie noch heute erblicken. Hand in Hand schreiten sie durch die Geschichte. Für das Opfer, welches die Schwester ihm gebracht, hat er ihr in seinem Triumphzuge den schönsten und nächsten Platz an seiner Seite gegeben, den Platz an seinem Herzen!

Neigungen und Abneigungen, Sympathien und Antipathien theilten sie getreulich; wie Strahl und Reflex blüht aus diesen beiden Seelen das Jahrhundert. Zugleich erfaßte und entflamte sie die Begeisterung für Voltaire, den französischen Dichter, dessen Mission es war, die hohen und höchsten Schichten der Gesellschaft für das Ideal zu gewinnen, welches später und unter den Händen ihrer Mittelschicht zur Wirklichkeit werden sollte. Voltaire, von Friedrich dem Großen eingeladen, weilte mehrere Jahre lang an dem Hofe desselben, sowohl in Berlin, als in Potsdam und Sanssouci. Während dieser Zeit stand Voltaire auch in lebhaftem Briefwechsel mit der Markgräfin von Baireuth. Seine Verehrung für sie war unbegrenzt. „Sie haben Altäre überall, wo man denkt!“ ruft er einmal in einem Brief an sie aus. Aber man weiß, daß die Freundschaft des Königs und des Dichters einen jähen Bruch erlitt, und daß Voltaire, fast wie ein Flüchtling, Preußen und Deutschland verließ, um fern an den Ufern des Genfer Sees ein neues Asyl zu finden. Die Markgräfin brach ihren Briefwechsel mit Voltaire nicht ab: nun suchte sie zu vermitteln zwischen ihm und dem König, ihrem Bruder. Was Gehässiges zwischen diesen einst befreundeten Geistern vorgefallen, das geschah erst, als sie geschieden, die der gute Engel für Beide gewesen. Von schwächlichem Körper, immer mehr gegen das Ende ihres Lebens kränkelnd, setzte sie das Friedenswerk unverändert fort und starb am 14. Oct. 1758 mit dem Gruß der Liebe für ihren Bruder, dem Gruß der Freundschaft für Voltaire.

Der Briefwechsel Voltaire's mit der Markgräfin, dieses kostbare Vermächtniß einer Frau, deren Herz und Geist gleich erhaben, galt für verloren; bis sie kürzlich der Zufall wieder ans Licht brachte. In der Polsterkammer der bayerischen Familie von Wiesel, unter dem Dache, fand im Sommer 1863 Herr Georg Horn ein altes Heft, auf dessen erstem, vom Alter fast gebräuntem Blatt in großen Schriftzügen die Worte standen: „Lettres de Voltaire“ (Briefe von Voltaire). Die lange Verborgenheit der Briefe, der Staub eines Jahrhunderts, der sie bedeckte, sind ein Zeichen mehr für die Pietät der guten Markgräfin. „Die Briefe Voltaire's“ — das war der Schatz, den sie besaß, und den sie der einzigen Tochter vermachte, der Gemahlin des Herzogs von Württemberg, desselben Karl's, unter dessen militärischer Zucht das Genie Schiller's sich zu seiner ersten dichterischen Kundgebung empörte. Die Tochter bewahrte das Geschenk der Mutter mit zärtlicher Seele. Sie war nicht glücklich an der Seite eines Mannes, der sie nicht verstand. Sie trennte sich von ihm und kehrte nach Baireuth zurück, in dessen stillem melancholischem Schlosse die Erinnerungen an die Mutter sie umgaben. Hierher nahm sie auch die Briefe Voltaire's wieder mit sich, und sie blieben bei ihr, verborgen, ein stilles Andenken an die Geister der Abschiedenen, bis auch sie im Jahre 1789 ging, um sich mit ihnen zu vereinigen. Da kamen sie in die Hände eines früheren treuen Dieners ihrer Familie, des marktgräflichen Hofkammerrathes von Wiesel und da wurden sie vergessen.

Jetzt, von dem genannten Herrn wieder gefunden, liegen sie in einem sehr schönen kleinen Bande. Voltaire und die Markgräfin von Baireuth's zusammen vor. Hier ist es, wo die berühmte Frau in ihrem schönsten Lichte: in dem Glanze ihrer Bescheidenheit erscheint, sie, die von Voltaire die „fürstliche Philosophin“ genannt, doch nur so viel von dieser schmeichelhaften Bezeichnung annimmt, um zu sagen: „Nie habe ich mir darauf etwas zu Gute gethan, Philosophin zu sein, aber ich habe mich bemüht, es zu werden.“ — Perlen verlieren auch im Staube ihren Schimmer nicht: und Perlen, wohl werth, das Andenken einer Fürstin zu schmücken, sind diese Briefe, voll hoher Gedanken, voll reiner Empfindungen, voll weiser Sentenzen und witziger Aussprüche, von denen wir einige in unserer diesmaligen Aehrenlese mittheilen wollen.

[1457]

J. R.

Aus der Polizeichronik von St. Petersburg.

III. Der Oberpastor.

An einer der deutschen Hauptkirchen in St. Petersburg, der Petrikirche, fungirte vor einigen Jahrzehnten ein berühmter Kanzelredner, der Oberpastor B—t, der, wie fast alle Prediger dieser reichen Gemeinde, sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, und eines großen Ansehens der Gemeinde genoß. Seine Sprechzimmer waren fast nie leer von Hülfesuchenden aller Art und Niemand in der That verließ es, ohne ein Wort des Trostes oder eine Gabe.

Eines Tages, als der Oberpastor Unwohlseins halber das Zimmer hüten mußte, kam eine Bürgerfrau zu ihm und bat ihn, sich ihrer anzunehmen; sie wäre mit ihrem Manne, einem Goldarbeiter, unlängst in St. Petersburg angekommen; er habe sich etabliert und verdiene viel, aber ihre Ehe wäre sehr unglücklich, er behandle sie aufs Empfindlichste, ohne daß sie etwas anderes als Geduld entgegensetzen könne. Der Oberpastor bedauerte, daß ihn Unwohlsein verhindere, auszugehen. „Bringen Sie Ihren Mann her,“ sagte er. „Das wird schwer sein,“ meinte die Frau, „denn wenn er merkt, daß es auf eine Er-

mahnung abgesehen ist, so wird er nicht kommen. Nein! davon will er nichts wissen! Aber wenn ich ihm sagte, sie wünschten etwas von seinen Arbeiten zu kaufen, dann wird er vielleicht kommen.“ „Nun,“ sagte der Oberpastor, „das trifft sich ganz gut, ich wünschte ein vollständiges Theeservice von Silber zu kaufen.“ „Und grade hat mein Mann ein sehr fein gearbeitetes vollendet,“ rief die Frau. „Gut, so sagen Sie ihm das.“ Die Frau empfahl sich.

Am andern Tage kam der Goldarbeiter mit einem schönen Kasten und in seiner Begleitung war die Frau. Der Oberpastor wunderte sich im Stillen, daß die Frau mitgekommen, trat aber zum Goldarbeiter und sagte: „Aha, das Silber?“ „Ja, Hochehrwürden. Auf Ihren Wunsch habe ich Ihnen hier das Service gebracht.“ „Nun, das ist gut,“ sagte der Oberpastor, „aber seien Sie so freundlich, mir in mein Studierzimmer zu folgen.“

Als die beiden Männer sich allein befanden, begann der Geistliche sehr eindringlich von den Pflichten eines Gemanns zu sprechen, und schilderte mit beredten Worten die Heiligkeit des Schwures, den sich Eheleute vor dem Altare leisten.

Der Angeredete schien sehr erstaunt und wollte den Oberpastor mehreremal unterbrechen, aber dieser bat, ihn erst ausreden zu lassen. „Und was,“ schloß er, „können Sie nun zu Ihrer Entschuldigung anführen? Woran liegt es? Sie, mein braver Mann, haben ein so sanftes und gutmüthiges Aeußere, wie kommt es denn, daß Sie ein schlechter Gemann sind?“ „Aber Hochehrwürden, erlauben Sie mir doch ein Wort — ich bin —“

„Ich weiß was Sie sagen wollen; Sie sind sonst sanft wie ein Lamm, aber in diesem Punkte ein Hitzkopf, das kommt vor — aber seine Frau zu schlagen!“

„Hochehrwürden, Sie irren sich in der Person, ich habe niemals meine Frau geschlagen —“

„Sie läugnen — pfui!“

„Weil,“ sagte der Andere, „ich gar keine Frau habe.“

„Wie, sie steht ja draußen in der Stube.“

„Wer? meine Frau? Sie irren sich, Hochehrwürden. Ich bin nicht verheirathet, die Frau draußen ist ja Ihre eigene Haushälterin.“

„Was reden Sie? Die Frau war gestern bei mir, sagte, sie sei Ihre Frau, und bat mich, Ihnen ins Gewissen zu reden.“

„Und diese Frau,“ erwiderte der Goldarbeiter, „war heute bei mir, sagte, sie sei Ihre Haushälterin und hätte den Auftrag, mich zu bitten, sogleich mit einem Service zu Ihnen zu kommen.“

Dem Oberpastor wurde ganz unheimlich. „So ist es eine Wahnsinnige.“

„Oder eine Gaunerin!“ rief der Andere.

Sie gingen rasch ins Vorzimmer. Es war leer! Die Person war mit dem Silberkasten verschwunden. Man lief, man suchte, die Polizei wurde requirirt. Alles vergeblich! Das Silberservice war fort und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Dieser Fall gibt zu manchen Betrachtungen Anlaß. Der Streich ist so geschickt, daß er dem Vorzüglichsten passiren könnte. Der Silberarbeiter ließ seinen Kasten auf Wunsch des Predigers im Vorzimmer, unter der Obhut der vermeintlichen Haushälterin; der Pastor ließ den Kasten unter der Obhut der vermeintlichen Frau des Silberarbeiters. Wenn nun das Recht entscheiden sollte, wer hätte den Schaden tragen müssen? Glücklicherweise ließ es der würdige Geistliche nicht so weit kommen; er hatte Mitleid mit dem Goldarbeiter, welcher mühsam von seiner Hände Werk leben mußte, und da er im Gegentheil reich genug war, um den Schaden zu tragen, so trug er ihn allein. [1463]

IV. Der berühmte Doctor.

Zu einem vielbeschäftigten Mediziner in St. Petersburg kam ein Diener und bat ihn, zu der reichen Fürstin „Soundso“ zu kommen, die eben aus Moskau angelangt und im ersten Gasthof der Stadt Nr. 6 abgestiegen sei. Es war Winter. Der Arzt, der die Fürstin dem Namen nach kannte, versprach zu kommen, machte sich auch bald auf den Weg, stieg die wohlbekannte Treppe hinauf und traf, nachdem er geflingelt hatte, im Vorzimmer zwei goldbetestete Lakaien die ihn ehrerbietig empfingen und seinen Pelz ihm abnahmen. Der Diener kam auch herbei, grüßte höflich, führte ihn in ein prächtiges Gemach und bat ihn mit gedämpfter Stimme, Platz zu nehmen, indem er ihn der Fürstin melben lassen wollte. Auf den Behen schlich er fort. Der Doctor wartete eine Zeit lang, wurde endlich ungeduldig, öffnete eine Thür, Alles war still, er ging ins Vorzimmer, die Diener waren fort. Noch ahnte er nichts; er ging wieder in die inneren Gemächer — Alles erleuchtet, aber leer. Er kam endlich an eine Hintertür die offen war. Er kehrte wieder um mit trübem Vorgefühl. Sein prächtiger Bärenpelz war verschwunden. Er schellte, machte Lärm, der Wirth kam voller Schrecken und sagte aus, das Quartier sei von drei Herren erst vor einer Stunde gemiethet worden. Weiter mußte er nichts. Er ließ dem Doctor einen Pelz und dieser, ein Philosoph, kehrte noch ziemlich zufrieden heim. Denn da er Uhr und Börse glücklicherweise nicht vermisste, so sagte er sich, daß er in Anbetracht des Umstandes, unter die Gauner gerathen zu sein, doch immerhin noch glücklich genug davon gekommen. [1463]

Fatal!

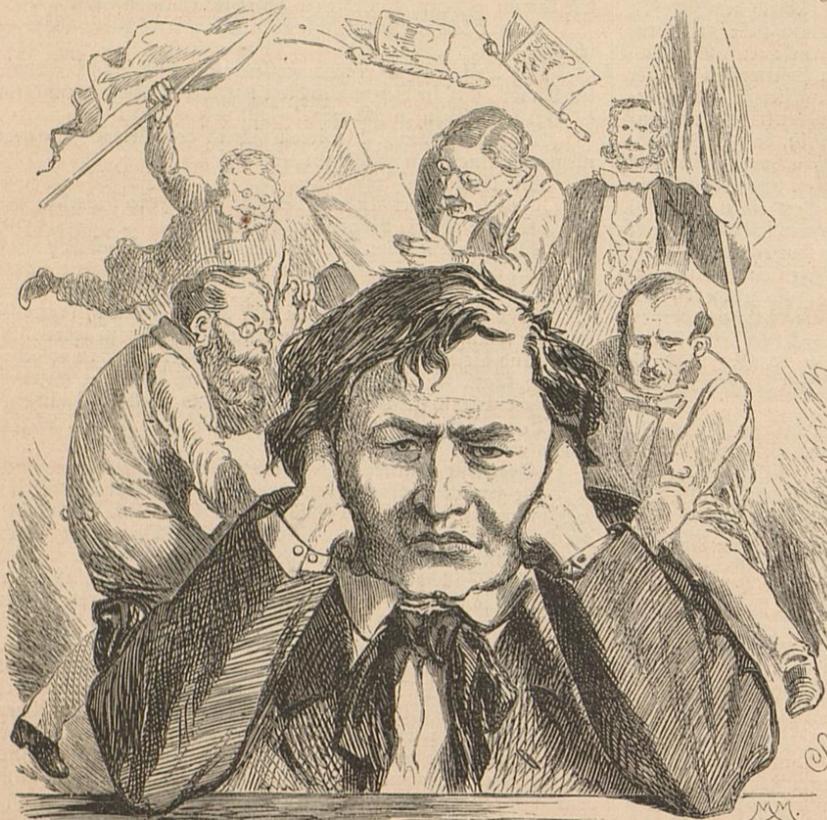
Randbemerkung des Sulpitius Wunderlich.

Seit jenem Morgen der Testamentsöffnung, an dem ich in einer Nische der Gerichtsstube saß und arglos in den Hof nie-



berblickte, während meine Onkel und Tanten, Vettern und Basen, von deren Cristen ich bisher keine Ahnung gehabt, sich gegenseitig mit misstrauischen, feindseligen Grimmasbliden betrachteten, seit jenem „goldenen“ Morgen bereitet jeder Tag mir neue Ueberraschungen. Ich bin auf einmal ein „geluchter“ Mann, Vorstand, Ausschuß, Ehren-, außerordentliches und ordentliches Mitglied von vierundvierzig politischen und unpolitischen Vereinen. Ich lebe nicht mehr wie früher als armer Teufel in den Tag hinein, sondern verhalte mich dem Tage gegenüber kritisch, beschäftige mich mit den politischen Conflicten und socialen Fragen, studiere Zeitungen und Coursberichte. Aber Euch, vieltheuere Leserinnen, Euch darf ich gestehen, worüber ich dem unbarmherzigen Geschlecht der Männer gegenüber eröfthen müßte: im Innersten meiner Seele fühle ich mich bei meiner politischen Reife nicht ganz wohl. Während ich früher traumlos schlief, mit Appetit aß und harmlos mich vergnügte, rauschen jetzt riesige Zeitungsblätter durch meinen Schlaf, zahllose Präsidentenglocken schrecken gellend mich empor, das Gespens des Proletariats setzt sich mit mir zu Tisch, und bei dem Rauch der Cigarre fällt mir die Negeftage ein. Ein wehmüthig süßes Gefühl durchrieselte mich dabei, als ich das vierte Manuscript aus meines Onkels Sammlung öffnete und auf dem Titelblatte las:

[1466]



IV. Leiden eines Unpolitischen.
Von J. Trojan.

ott segne unser Vaterland und schenke ihm Ruhm im Kriege, noch besser aber: beständigen Frieden und eine unabsehbare Reihe von guten Korn- und Weinjahren! Das ist mein politisches Glaubensbekenntniß! Wenn es nicht genügt, dem kann ich mit einem anderen nicht dienen; ich aber schicke es voraus, damit Niemand deshalb, weil ich mich als Unpolitischen hinstelle, auf die Ansicht komme, als ob mir das Wohl und Wehe des Landes, in dem ich geboren bin, nicht am Herzen liege. Sollte jemals der Feind wieder ins Land rücken, so stellt mich an den bedrohlichsten Posten und ich werde ihn halten wie Leonidas die Thermopylen. Nur Eines verlangt nicht von mir, nämlich, daß ich die Zeitungen lese und mich mit euch über die politische Lage berumstreite. Haltet ihr das für eine nützliche Beschäftigung, so laßt mich, während ihr dabei seid, Holz spalten oder auf den Stoppselbern Kornähren für die Armen sammeln, damit ich doch auch unterdessen etwas Nützliches zu Wege bringe. Wenn ich über eine neue Maßregel der Regierung meine Meinung abgeben sollte, so müßte ich an den Knöpfen abzählen, ob ich dafür oder dawider bin. Wenn ich höre, daß irgendwo ein Minister gestürzt ist, so sage ich: Es thut mir leid, daß der Mann um sein Brod gekommen ist. Der Himmel möge ihm weiter helfen! Ueber Rußland habe ich mir nie etwas Anderes ge-

dacht, als daß es dort im Winter entseßlich friert, und die Franzosen schäße ich hoch ihrer artigen Manieren und ihrer guten Weine wegen.

Es fällt mir nicht ein, die Vorzüge unserer Zeit vor früheren Jahrhunderten zu verkennen, und ungenügend ich all den Comfort, zu welchem Eisenbahnen und Telegraphen, Industrie und Wissenschaft uns verholfen haben, entbehren; aber bisweilen überkommt mich doch eine leise Sehnsucht nach dem Zeitalter der gelben Postkutschen, als die Leute noch Abends gemütlich um runde Tische beim Punsch saßen und dazu harmlose Lieder vom guten Mond oder von Amor dem Schelm oder von Fortunatas Lottorädchen anstimmten, statt wie jetzt in den Bierhäusern über der Abendzeitung zu sitzen oder sich mit politischen Gesprächen die Köpfe heiß und die Lebern krank zu machen.

Kann man denn nicht mitten im deutschen Vaterlande in Ruhe ein Glas Wein trinken, ohne sich dabei unaufhörlich nach dem Vaterlande des Deutschen zu erkundigen?

Nicht fünf Minuten kann man in einer Gesellschaft sitzen, ohne daß die leidige Politik das Thema der Unterhaltung wird. Da sitzen mir Zwei gegenüber, die sich gefast haben und ich beobachte sie mit dem Interesse, mit dem man in einem zoologischen Garten ein paar freilebende Stachelschweine betrachtet. Sie werden immer heftiger und sie endigen damit, daß sie sich wie zwei choleriche Schachspieler gegenseitig die Figuren an die Köpfe werfen, so daß die Könige, Thürme und Bauern nur so herumfliegen. Ich denke noch, das ist recht amüßant, da hat mich schon der Eine von ihnen am Arm gefast und sagt zu mir: Sie haben dem ganzen Streit zugehört, jetzt sagen Sie mir einmal ehrlich: hab' ich Recht oder hab' ich Unrecht? Wie das sein Gegenpart sieht, bekommt er mich sogleich von der anderen Seite zu packen. Sie werden mir zugeben müssen, fängt er an — Und da sitze ich nun wie Sancho Pansa vor Gericht, nur daß mir der Mutterwitz jenes wackeren Burschen mangelt, mit welchem derselbe in schwierigen Fällen so gut das Richtige zu treffen wußte.

Oder ich habe zu Tischnachbarn zwei alte corpulente Herren, von denen der Eine stark schnupft und der Andere schwerhörig ist. Die fangen über mich hinweg einen politischen Discurs an, so daß mir Hören und Sehen vergeht und ich keinen Augenblick weiß, ob ich mich ganz vorn überbeugen oder ganz nach hinten zurücklegen soll, um nicht in das Kreuzfeuer zu kommen.

Was für ein Leiden ist das ferner, wenn ein Mann, den ich für eine Respectsperson halten muß, auf den Gedanken kommt, mir einen politischen Vortrag zu halten. So lange der Vortrag dauert, helfe ich mir mit gewissen Redensarten, z. B.: Was Sie da sagen! Ist es die Möglichkeit? Sehr richtig! u. s. w. Dann kommt das Ende und ich soll durchaus sagen, was ich selbst über die Sache denke. Ich denke gar nichts darüber, aber wenn ich das auch eingesteh, wer glaubt es? Dann heißt es: Er hält nur hinterm Berge, er will nicht herausrücken mit seiner Ansicht! Ja, ja, stille Wasser sind tief! u. s. w.

Es ist eine Geschichte vorgefallen, die mich, wie ich überzeugt bin, um die Hand einer reichen und liebenswürdigen jungen Dame gebracht hat. Der Zufall führte mich in das Haus des



Commerzienraths Dunkelmann und ich warf ein Auge auf Leonore, die jüngste Tochter des Hauses. Nach einiger Zeit machte ich dem Commerzienrath einen Besuch, um ihn in einer Sache, die meine Carriere betraf, um seine Verwendung zu bitten. Ich bringe bescheiden meine Sache vor und er entgegnet, daß er Alles thun werde, was in seinen Kräften liege. Darauf, wie er es liebt, fängt er an, mir eine lange Rede über die Weltlage zu halten. Er ist ein Mann, der zufrieden ist, wenn man ihn ruhig anhört. Eine Entgegnung verlangt er nicht und ich hielt ihn deshalb für gänzlich ungefährlich. Während er seine Rede hält, fange ich, um mir die Zeit zu vertreiben, an zu zählen. Eben bin ich auf 2999 angelangt, da legt mir plötzlich der Commerzienrath die Hand auf die Schulter und stellt an mich die Frage, welche von den größeren Zeitungen ich gewöhnlich zu lesen pflegte. Ich zähle schnell noch die 3000 hinzu, um doch mit einer runden Summe abzuschließen und nenne dann ohne Bedenken ein großes Journal, das ich zuweilen im Hause des Commerzienraths gesehen hatte.

So, sagt er, und Sie stimmen ganz mit den Principien dieses Blattes überein?

Vollständig! erwiderte ich und warf mich in die Brust, als wollte ich sagen: Für diese Ansichten gehe ich mit Ihnen ins Feuer!

Om hm! bemerkte der Commerzienrath und versank in tiefes Nachdenken. Er versank tiefer und tiefer, so daß er meiner Ansicht nach binnen wenigen Minuten auf der Tiefe von fünf-hundert Faden angelangt sein mußte. Als er gar nicht wieder an die Oberflüche kommen wollte, hielt ich es für Zeit, mich zu



empfehlen. Ich stand also auf und griff nach meinem Hut. Der Commerzienrath gab mir schweigend bis an der Thür das Geleit, dort aber hielt er mich plötzlich fest und erklärte mir zum Heraus, daß ich ein höchst gefährliches Subject sei, daß der Staat und er die ärgsten Gräueltaten von mir erwarten müßten und daß von einer Verwendung seinerseits und von einem ferneren Verkehr meinerseits in seinem Hause natürlich nicht mehr die Rede sein könne. Ich war so bestürzt darüber, daß ich nichts entgegen wußte und machte mich eiligst aus dem Staube, wie ich fürchtete, die Treppe hinuntergeworfen zu werden. Nachher wurde mir Alles klar. Das Blatt, das ich dem Commerzienrath genannt hatte, war das Organ seiner Gegenpartei, und er ließ dasselbe nur, um sich von den Plänen seiner Todseinde zu unterrichten oder, nach einer anderen Version, um sich von Zeit zu Zeit tüchtig abzujürgen, da er Neigung zum Fettwerden hatte und es ihm an körperlicher Bewegung fehlte.

Das geschah um die Zeit, als ich mit Leonore bereits ein Vielliebchen gegessen hatte. Vierzehn Tage darauf verlobte ich mich mit einem Kammergerichtsassessor.

Nach einem Vierteljahre begegnete ich dem Commerzienrath und seiner Gattin. Als sie mich erkannten, gingen sie auf die andere Seite der Straße und dem Gesichte des Commerzienraths glaubte ich anzusehen, daß er zu seiner Frau sagte: Sieh einmal das ist so Einer, der uns bei der ersten besten Gelegenheit das Haus überm Kopfe anstecken wird.

Ein anderer Fall ist insofern noch schlimmer, als er mich aufs Krankenlager warf und ich froh sein konnte, mit heiler Verstande davon zu kommen.

Eines Abends überredet mich ein Freund, nachdem wir einige Gläser Wein getrunken haben, mit ihm eine politische Wahlversammlung zu besuchen. Ich gehe mit ihm, um, wie ich zu mir selbst sage, doch auch einmal dergleichen mitgemacht zu haben.

Als wir ankamen, hatte die Versammlung eben begonnen und es sollte durch Acclamation eine Anzahl Wahlmänner vorgeschlagen werden. Das geschah alsbald und der erste Name, der genannt wurde, war der meinige. Ich fiel beinahe mit dem Stuhl um vor Schrecken. Daß das Ganze auf einer Verschwörung meiner Bekannten beruhte, darauf bin ich leider erst später gekommen. Jetzt, stützte mein Freund mir zu, müßt Du aufstehen und in einer Rede Deine politischen Ansichten darlegen. Ein Mensch, der nie eine Taste berührt hat, wenn man ihn vor das Klavier setzt und ihm unter Androhung der Todesstrafe anbefiehlt, eine Beethoven'sche Sonate vom Blatte herunterzuspielen, kann sich in keiner größeren Verlegenheit befinden. Es ist mir noch unbegreiflich, aber das Unerwartete des Ueberfalls muß es bewirkt haben, daß ich wirklich aufstand, um zu reden.

Unsere Lage — begann ich; ich sah mich trostlos in der Saale um, aber mit allen Mitteln der Phantasie konnte ich mir kein Bild von unserer Lage auf die Wände zeichnen.

Ich nahm einen neuen Anlauf. Ich begann: Die Hauptpunkte sind es — Ich hatte eine dunkle Ahnung davon, daß es sich in politischen Dingen gewöhnlich um drei Hauptpunkte handelt, leider aber wollte mir auch nicht ein einziger von den drei Hauptpunkten einfallen.

Das war also wieder nichts! Da kam mir ein, wie mir schien sehr glücklicher Gedanke. Mitbürger! rief ich entschlossen, der geehrte Herr Vorredner hat bereits so vor-

trefflich — Da war ich schon angekommen, denn es hatte vor mir noch Niemand gesprochen. Ein wiederendes Gelächter unterbrach mich, und ehe sich noch die Wellen der all-

meinen Heiterkeit wieder beruhigt hatten, war ich schon aus dem Saale entwischt, meinen seidenen Regenschirm, der in einer entfernten Ecke stand, im Stiche lassend.

Es wurmte mich über die Maßen, daß ich mich lächerlich gemacht hatte. Das sollte nicht wieder vorkommen! Kost' es, was es wolle! Ich mußte jetzt ein politischer Mann werden!

Gesagt, gethan! Ich hielt Journale, ich kaufte Broschüren, ich ging in Caffeehäuser, in denen sich geschickte alte Herren über die Weltlage unterhielten — ich fing an, in einigen Conditoreien für einen Zeitungstiger zu gelten. Was war die Folge davon? Vernachlässigung meiner Arbeiten, Appetitlosigkeit, be-





ständige Kopfschmerzen und endlich ein hitziges Fieber, in dessen Phantasien ich mir einbildete, Minister geworden zu sein.

Ich sah die Leute im Coupé Zeitungen lesen, statt aus dem Fenster zu sehen. Ich fand es abentheuerlich, daß Einige, die sich Butterkröbe mitgenommen hatten, während des Essens die Makulatur studirten, in die sie ihre Fourage gewickelt hatten und als mein vis-à-vis, ein süß lächelnder Handlungsreisender, mich fragte: ob ich das Morgenblatt des „Nachtwächters“ lesen wollte, warf ich ihm ein so fürchterliches Nein ins Gesicht, daß er ganz blaß wurde und die Zeitung aus den Händen fallen ließ.

Als die Krisis überwunden war, fühlte ich zu meiner unaußsprechlichen Freude, daß ich alle meine politischen Exercitien vollständig vergessen hatte. Zur Noth wieder hergestellt, unternahm ich auf den Rath des Arztes eine Erholungsreise.

An einem Frühlingsmorgen verließ ich die Stadt mit dem Bahnzug. Ich war noch so nervös, mich darüber zu ärgern, daß die Leute im Coupé Zeitungen lasen, statt aus dem Fenster zu sehen.

Nach mehrstündiger Wanderung erreichte ich ein kleines, freundliches Wirthshaus, in das ich einkehrte. Ich sah ins Gastzimmer trat, fand ich dort mehrere Landleute in lebhafter Unterhaltung. — Ich sag' euch, sie gehen zu Grunde! sagte der Eine. Na, sagte ein Anderer, wenn er nicht noch in dieser Woche kommt, so sind sie nicht mehr zu retten! — Ich erschrak bestigt, denn ich vermuthete, daß es sich um politische Ereignisse handle; aber der weitere Verlauf der Unterhaltung beruhigte mich bald. Die da heretretet werden sollten, waren die grünen Erbsen; und der da kommen sollte, war der Regen.



Sich läßt, statt wie sonst an den Tannen auf- und niederzulaufen, saßen in hohlen Bäumen und lasen die Zeitungen. Ich schlug hastig die Augen auf — da war es um mich herum so frisch, grün und friedlich wie vorher und über mein Haupt nickten die zierlichen Nispen des Grafes. Ich betrachtete mich selbst und bemerkte mit Verwunderung die unzähligen kleinen Waldbewohner, die neugierig an mir heraufgekrochen waren. Da gab es Ameisen von der großen Art und Ameisen von der kleinen Art; Käfer von verschiedenen Arten; Spinnen, die es besonders eilig hatten; Fliegen, die mit hundert Augen zugleich so nachdentlich auf einen Punkt saßen, als stünden sie im Begriff, irgendein philosophisches Problem zu lösen — lauter kleines Volk, gleich mir ohne alle politische Bildung, aber in seinem Gott harmlos vergnügt, wie ich.

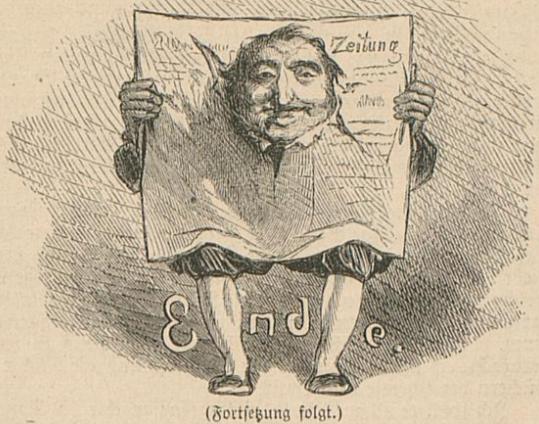
Ich sprang auf und nahm mir behutjam die Ameisen vom Rocke; mich freute die Zutraulichkeit der kleinen Geschöpfe und ich wollte keines verletzen. Nach einigen Wochen friedlichen Naturgenusses kehrte ich, an Körper und Seele gekräftigt und mit dem festen Vorsatz, mich nie wieder mit Politik zu befassen, in die Hauptstadt zurück. Diesen Vorsatz hab' ich gehalten; ich bin ein Unpolitischer geblieben und mache gegen Niemand ein Geheimniß daraus, daß

ich es bin. Hätte ich das immer aufrichtig eingestanden, so wären die schrecklichen Katastrophen bei Commerzienraths und in der Wahlversammlung nicht über mich gekommen.

Vielleicht sind unter den Frauen Einige der Ansicht, daß ich das beste Theil erwählt habe. Viele werden's nicht sein; denn, wie ich mit Schrecken bemerke, fängt die Politik immer mehr an, auch mit Stricknadeln zu arbeiten und hinter dem Theetisch zu sitzen.

Unter den Männern werde ich nur wenige Genossen meines Glaubens finden. Nun, ich selbst denke nicht schlecht von mir, und wenn ich ein Glas Wein auf das Wohl des Vaterlandes trinke, mein' ich es so ehrlich wie irgend Einer.

[1464]



(Fortsetzung folgt.)

Ein Vormittag am Hofe Ludwig's XIV.

Zur Bewunderung der Welt hatte Bernini, der König unter den Architekten des siebzehnten Jahrhunderts, den Louvre ausgebaut und vollendet. Aber König Ludwig XIV. hatte keine Freude an dem Louvre. Lag doch der Louvre in Paris, und um den Louvre lärmte und wogte das Volk. Aus dem Louvre hatte der König zur Zeit der Fronde entfliehen müssen — gehässige, peinliche Erinnerung das und Grund genug, um an einem andern Orte eine andere Königsburg zu wünschen.

In der wasserlosen Sandwüste von Versailles erbaute sich der König sein „goldenes Haus“. Die Meister Livau und Jules Carouin Mansard sollten beweisen, daß selbst der Eigensinn der Natur sich beugen müsse vor der Macht des königlichen Willens. Wunderbare Maschinen leiteten das Wasser aus der Eure nach Versailles.

Fertig war der Bau, die gewaltige Steinmasse, lang hingestreckt auf 2000 Fuß; fertig auch der breite, weite Park, die geniale Schöpfung LeNôtre's; fertig endlich die farben- und gestaltenreichen Deckengemälde Le Brun's, welche die hohen, prächtigen, unermesslichen Räume schmückten. In diesen Räumen fühlte sich der König wohl. Hier predigte jeder Stein den Sitz der Majestät, jedes Bild, jede Statue den Ruhm und die Großthaten Ludwig's des „Großen“. Die Personification Frankreichs war Ludwig, und die Personification Ludwigs war Versailles. Alle Größten, alle Verühmtheiten strömten dorthin, um den Palast anzustaunen und seinen Schöpfer, der ihn aus dem Nichts hervorgerufen: Christine von Schweden, die sich nach dem Throne zurücksehnte, von dem sie freiwillig herabgestiegen war, die Stuart's, welche das Scepter Englands nicht für unwiederbringlich verloren hielten, so lange sie noch ein Lächeln von dem Herrn dieses Schlosses hatten, der Gar des Nordens, der ein Propfpreis dieser Civilisation in sein rauhes Klima zu verpflanzen gedachte. sie Alle kamen.

Der Duc de Bouillon hatte soeben des unschätzbaren Vorrechts genossen, dem König bei der Toilette und in Gegenwart der 31 zur Ehre des Leber berechtigten Pairs das Gewand zu reichen. Früher war diese höchste Ehre von dem Duc de Larocheoucauld geübt worden, aber seitdem Ludwig entdeckt, daß bei dem Duc de Bouillon einmal die Souveränität von Sedan gewesen, hatte Larocheoucauld vor dem höheren Verdienst zurückstehen müssen. Ihm war fortan nur die beneidenswerthe Auszeichnung verblieben, das Glas zu halten, wenn der König Medicin nahm.

Die Toilette des Königs war vollendet. Der Duc de Beaufort, nicht wenig um das wichtige Vorrecht beneidet, durfte dem Gebieter zuletzt die Allongeperrücke befestigen, durch deren langwallende Loden der König jupiterähnlicher zu werden wählte. Auf den Wink des Olympiers übergibt ihm der Comte de Pons den Stock, und der Comte de Fleir öffnet die Flügelthüren des Schlafgemachs, welche durch den „grünen Salon“ in die Antichambre des Königs führen. Sechs Schritte hinter der Majestät folgen der Prinz de Marillac, eine brennende Wachskerze in der Hand, die des heiligen Vaters Segen geweiht hat, und der Herzog von Uzès, Eisenbeinhülle tragend. Denn der König begibt sich durch die Antichambre nach seinem Betpult, das die Marquise Anna de Brinwilliers gestiftet und Torelli von Fano gemeißelt, um seine Morgengebete zu verrichten, und der Prinz Marillac ist berechtigt, dem Könige während des Gebets die geweihte Kerze zu halten. Nach dem Morgengebet aber gehrt des Königs nächste Stunde dem Billardspiel, und der Herzog von Uzès ist berechtigt, die Bälle zu tragen.

Wie der König in die Antichambre tritt, ist sein Gang, sind seine Haltung, sein gemessenes, würdevolles Auftreten, ist jede seiner Bewegungen von unnachahmlicher Grazie, zugleich aber auch von imponirender Hoheit. „Die Ehrfurcht, welche seine Gegenwart den anwesenden Höflingen einflößt, bringt Alles zum Schweigen und verbreitet fast Bestürzung.“

Ein bezauberndes Lächeln auf den Lippen, hier oder dort auch wol ein huldvolles Kopfnicken an diesen oder jenen Träger des Grades anstehend, dessen Schnitt der König selbst erfunden hatte und den ein Cavalier nur auf Grundlage eines besondern königlichen Erlaubnißscheines tragen durfte, schreitet Ludwig durch die Reihen. Die Schaar der Cavalier zittert vor ungeduldigem Erwarten, wenn die Ehre einer königlichen Anrede zu Theil werden wird. Aber der König geht vorüber. Er hat heute für keinen die Ehre, nach der Alle brennen. Diese Ehre widerfährt heute dem „Bären“, dem Bayard der französischen Marine, wie sie ihn nennen.

„Jean Bart,“ sagt der König, eine Secunde vor dem unvergleichlich klünnen und tapfern Seemann stehen bleibend, der es zum starren Entsetzen des ganzen Hofes am gestrigen Tage gewagt hat, als der König ihn auf seine Melung im Vorzimmer

warten ließ, seine Pfeife herauszuziehen und zu rauchen, „Jean Bart, ich habe Euch zum Admiral ernannt.“

„Eure, Ihr habt wohl daran gethan,“ antwortet Jean Bart in seiner schlichten Einfachheit.

Die Antwort erzeugt augenblicklich ein höhnisches, spöttisches Lächeln auf allen Gesichtern. Die schlechten Manieren des Matrosen sind den Herren längst ein Greuel gewesen. Wird der Zorn des Königs ob der Antwort nicht entflammen — desselben Königs, für den eigens die Sprache in Wehrauch verwandelt worden ist, bei dessen Gegenwart in der letzten Messe der Priester sein Wort: „wir müssen Alle sterben“ sich zum Könige wendend corrigirte: „Wir müssen ja fast Alle sterben“??

Die Erwartung der Hofleute wird getäuscht. Ludwig will zeigen, daß er sich auf Größe verstehe. „Ihr habt ihn nicht verstanden,“ sagt der König zu den Lachern; „das ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth empfindet und mir davon neue Beweise geben will.“

Und der Olympier wandelt weiter. Wieder hält der schreitende Fuß einen Moment zurück. Der König steht vor dem Marschall Lezun. Ein zorniger strafender Blick begleitet die Frage: „Ah, ich sehe den Herrn Marschall?“

Jedermann verstand die Bedeutung der Frage. Lezun, der Sieger wider die Frondeurs und in den Niederlanden, hatte durch einige Bemerkungen das Mißfallen des Königs erregt. Er war deshalb bedeutet worden, den Hof zu meiden und sich auf seine Güter zurückzuziehen.

„Herr Marschall!“ wiederholt der König laut, als jener auf die erste Anrede schweigt.

In diesem Augenblick vollzog sich eine Scene, wie sie die Antichambre des allerchristlichsten Königs noch nie gesehen. Der General, der dem Grollen der Schlacht so oft ins Auge geschaut, weshalb soll er vor dem Grollen des königlichen Auges die Flucht ergreifen? Lezun zieht den Degen. Er zerbricht den Degen, schleudert die Stücke Ludwig vor die Füße und schwört mit dröhnender Stimme, er wolle nicht mehr einem ungerechten Könige dienen.

Der bleiche Schrecken der Höflinge ist unsagbar. Was wird geschehen, um das unglaublich Ungeheure zu ahnden?

König Ludwig hat heute seinen guten Tag. Mit rascher Gegenwart des Geistes wirft er seinen eigenen Stock zum Fenster hinaus: „Man soll nicht sagen, daß ich einen Edelmann gepöbel habe!“

Dann aber rasch den Kopf zu dem Prinzen Marillac zurückwendend, sagt der König: „Kommt, mein Prinz!“ [1438]

Der Schlaf.

Schlummer und Schlaf, zum Dienste der Götter berufen, Bat sich Prometheus herab, seinem Geschlechte zum Trost. Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen, Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

In diesem Epigramm hat Goethe den Gedanken des Alterthums sehr gut ausgesprochen, welches sich unter dem Bilde des Einschlafens das Sterben aus Alterschwäche vorstellt; und dann hat er darin auch der lieblicheren Sendung des Schlafes erwähnt, der Menschheit ein Trost, der Natur die sanfte Erquickung zu sein, deren sie so sehr zum Leben bedarf. Der Schlaf ist sicherlich eine der größten Wohlthaten, welche dem Menschen auf seiner ermüdenden Pilgerfahrt gegeben sind. Um dieser Gabe der Vorsehung ganz zu genießen, bedarf es dreier Dinge: einer guten Gesundheit, einer guten Leibesbewegung und eines guten Gewissens. Wie süß empfindet sich alsdann der Schlaf:

„Das Bad! Der wunden Wäb', der Balsam kranker Seelen, Der zweite Gang im Gaitmaß der Natur, Das näherndste Gericht beim Fest des Lebens.“

Shakespeare, dem wir diese Zeilen entlehnen, hat darum als den höchsten Fluch des schuldbeladenen Gemissens die Qual des Nichtschlafens hingestellt. „Macbeth wird nicht mehr schlafen!“ wehlfalt der unglückliche König, nachdem er den schlafenden Gaifreund gemordet. Die Folge von zu lang anhaltender Schlaflosigkeit ist Tod oder Wahnsinn: dies fühlte und sagte Lord Byron in seiner letzten Krankheit.

In dem Buche eines Arztes lasen wir neulich den Fall eines Mannes beschrieben, welcher vor innerer Aufregung sechs Tage und Nächte lang nicht schlafen konnte. Nach Verlauf dieser Zeit ward er von Illusionen und Wahnbildern dermaßen ergriffen, daß es notwendig war, ihn in ein Irrenhaus zu bringen. Nicht lange darauf genas er vollständig. Weder er selbst noch irgend ein Mitglied seiner Familie hatten zuvor Zeichen geistiger Zerstörung gezeigt, und auch nachher hat er niemals wieder einen ähnlichen Anfall gehabt. Aus den mittelalterlichen Berichten von der Tortur geht hervor, daß von allen Grausamkeiten die Veraubung des Schlafes die gräßlichste war; diese Marter war namentlich in den Herenprozessen üblich, und daraus lassen sich die wilden Phantasien erklären, zu welchen die belagerten Werthen Frauen getrieben wurden, die man der Hererei angeluldiat hatte. Künstliche Mittel, um den Schlaf zu befördern, sind meist verwerflich. Krankenschwestern bedienen sich zuweilen solcher Reizmittel, um für eine gewisse Zeit die Unruhe und Abspannung zu beseitigen, welche durch den Mangel des Schlafes verursacht werden. Aber die zeitweilige Hilfe wird theuer erkauft; diejenigen, welche bei solchen Gelegenheiten zu Alkohol oder Opium ihre Zuflucht nehmen, sollten bedenken, daß diese Mittel die Kraft der Nerven nicht stärken, sondern denjenigen, der sich ihrer bedient, nur in den Stand setzen, das aufzubrauchen, was ihm geblieben ist, und ihn mehr als zuvor der Ruhe bedürftig zurücklassen, wenn die Wirkung jener Mittel aufgehört hat.

„Süßer Schlaf!“ so ruft Gmont aus, „du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerleht am willigsten. Du löst die Knoten der strengen Gedanken, verwischt alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien und, eingebüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein!“ [1456]

J. R.

Das Original unter unseren Planeten.

Die geehrten Damen, welche das Wort „himmlisch“ ziemlich oft hören oder selbst brauchen und nach Schiller himmlische Rosen in's irdische Leben flechten, werden uns hoffentlich ihre Gesellschaft auf einer kleinen Reise in den Sternenhimmel hinein nicht versagen. Es sind ungefähr nur zweihundert Millionen Meilen, die wir sie entführen wollen, etwa zehnmal weiter von der Sonne, als wir selbst wohnen, für die Entfernungen vom Himmel ein bloßer Spaziergang vor's Thor. Und das

Der römische Doctor.

nicht einmal. Unser Reifeziel liegt noch weit innerhalb der Stadt, deren Bürgermeister unsere Sonne ist. Wir wollen nämlich unsern planetarischen Kollegen Saturn besuchen, den alten, biden, gelblichgrünen Herrn mit den geheimnisvollen Ringen, die bei allen anderen Planeten fehlen. Wozu der Vorzug, diese ganz einzige Auszeichnung? Nun, wir wollen ihn nicht darum beneiden, er sähe sonst gar zu nichtsagend aus in der Abendgesellschaft des Himmels, in welcher Venus und Jupiter so brillant auftreten und Mars mit dem rothen Gesicht und seinem schnellen Schritt alle bürgerlichen kleinen Lichter — viele Duzende und meist ganz unsichtbar mit unbewaffneten Augen — in den Schatten zu stellen weiß. Auch Saturn, obgleich 735mal größer als unsere Erde, würde ohne seine Ringe kaum beachtet werden. Diesen ganz unerhörten Orden verdankt er jetzt ein bides Buch, in welchem er uns sehr gründlich vorgestellt wird. Also machen wir nun seine äußere Bekanntheit. Zu diesem Zweck denke man sich die nördliche Hälfte des Saturn unter den Zeichen NP'P'N', den ihm zugewandten Kreis der Erde unter nE'E', und unter Npp'p'N'. — Ums Himmelswillen nicht weiter, nicht einen Schritt! Wenn die Damen auf diese Weise in den Himmel geführt werden sollen, da bleiben sie gewiß alle lieber auf der heimischen Erde. Nun ja, man könnte es auch feiner bedenken. Nein, fort mit dieser astronomischen Buchgelehrsamkeit, die bloß für die Herren auf den Sternwarten geschrieben ist.

Wir haben den Saturn wol öfter abgebildet gesehen. In seiner traditionellen Uniform tritt er als ein sehr großer Stern mit einem großen Rirge, nicht am Finger, sondern weit, weit um sein ganzes Selbst herum auf, mit einem tolossalen Heiligenschein. Aber die Astronomen von Galilei an bemerkten bald, daß dieser Heiligenschein sehr zunehmend und sonstigen geheimnisvollen Veränderungen unterworfen sei. Herschel sah und beschrieb diese zuerst am deutlichsten: „Es gibt keinen Himmelskörper,“ sagt er, „der eine solche Veränderlichkeit außerordentlicher Erscheinungen bietet, als der Planet Saturn: eine großartige Kugel, umstrahlt von doppelten Ringen und begleitet von sieben Satelliten oder Monden, geschmückt mit Gürteln und seinen Äquator an den Polen zusammengekrümmt, sich um seine Ase drehend (und zwar viel hundertmal schneller als die Erde, nämlich aller 10 1/2 Stunden bei mehr als 700facher Größe), halb seine Ringe und Monde verbundend, halb begleitet von deren Glanze, der äußerste Ring wie der entfernteste Mond sich auch um ihre Ase drehend; alle Theile dieses Saturnsystems Licht auf einander ausstrahlend, Ringe und Monde die Nächte des Saturnkörpers erleuchtend und dieser mit den Monden wieder die Ringe, welche, wie die Monde, die Sonnenstrahlen zurückwerfen.“ — Seitdem wurden noch andere Entdeckungen gemacht, ein dritter Ring und Abtheilungen derselben wurden entdeckt, wunderbare Veränderungen daran und ein achter Mond. Der dritte Ring innerhalb der beiden ist dunkel, beinahe purpurroth, durchsichtig und doch die durchscheinende Gestalt des Planetenkörpers entstellend und verschiebend. Dies waren die Wunder noch nicht alle. Es wurden noch mehrere entdeckt, besonders ein eigenfarbiges Licht, das zuweilen vom Körper über die Ringe hinausstrahlte, wie zwei entgegengesetzte Lichtbüschel. Man kann diese lichten Räthsel nicht mit bloßen Augen, aber schon durch ein Vierzolldurchmesser-Teleskop sehen. Und es ist wol der Mühe werth, sich einen solchen Anblick zu verschaffen; es gibt wol kaum einen eindrucksvolleren, erhabenern am nächtlichen Sternhimmel: die goldene Saturnscheibe, zart gestreift mit Silbergürteln, die weit umstrahlenden Ringe mit deren verschiedenen Graden von farbigen Lichtern und die vollkommene Ebenmäßigkeit und Formenharmonie des ganzen Systems, wie es über den dunkeln Hintergrund der Himmelstiefen dahinschwebt.

Aber was ist das nur eigentlich für ein seltsames Aneinander in dem Hause Saturn? Es kommt im ganzen Himmel nicht wieder vor und muß doch einen Grund, einen Sinn in dieser Einzigkeit haben. Die Gelehrten haben sich der Reihe nach die Köpfe darüber zerbrochen und alle verschiedene Erklärungen gewagt, die sich meist widersprechen, so daß sie wahrscheinlich alle falsch sind, wenigstens insofern sie von der Voraussetzung ausgingen, daß die Ringe, wenn nicht aus solidem Golde, so doch aus fester, zusammenhängender Masse beständen. Besonders in Verlegenheit setzt der Umstand, daß die Ringe sich während der nun über 70 Jahre fortgesetzten Beobachtungen und Messungen bedeutend erweitert haben. Der große helle Ring, kurz nach Galilei's Zeiten auf 23,000 englische Meilen Breite berechnet, war in Herschel's Teleskop 5000 Meilen weiter und ist jetzt bis zu 28,300 Meilen auf einer Fläche von 12,000,000,000 Geviertmeilen gewachsen. Der Umfang beträgt nicht mehr als etwa 100 englische Meilen. Es ist vor einigen Jahren in einer englischen preisgekrönten Schrift nachgewiesen worden, daß die Ringe weder aus einer zusammenhängenden festen, noch flüssigen Masse bestehen könnten. Nun blieb freilich noch zu ermitteln, woraus?

Aus Monden, kleinen Satelliten, die rasch um den Saturn herumfliegen und so diese scheinbaren Ringe bilden. Dies die Antwort in dem neuesten englischen Buche über den Saturn, von R. A. Proctor. Daß ein leuchtender Körper, rasch im Kreise gedreht, einen feurigen Ring für das Auge bildet, würden wir gleich sehen können, wenn die Spinnräder noch Mode wären. Aber ich habe es als Kind oft in Spinnstuben gesehen. Damals war auch der Schwamm mit Stahl und Stein zum Anbreiten der Pfeife noch Mode. So nahmen nun die Bauerburschen manchmal ein Stück Schwamm, steckten es angebrannt an den einen Haken der Spule und ließen die Spinnerin tüchtig los-treten und drehen. Das Stückchen Schwamm bildete, so lange es glühte, einen herrlichen goldenen Ring um die Spule. Auf ähnliche Weise bilden eine große Menge kleiner Monde, die sich außer den großen rasch um den Saturn schwingen, die verschiedenen Ringe. Dies ist Proctor's neue und eigenthümliche Erklärung.

Ob der Saturn auch bewohnt sein mag? Warum nicht? Freilich müssen's ganz andere Lebensgebilde sein, als die auf unserer Erde. Zwar reicht auf seine ungeheure Oberfläche nur ein Neunzehntel des Sonnenlichtes unserer Erde; aber der alte Herr hat prächtige, wollene Decken, sich warm zu halten, nämlich eine sehr dicke Atmosphäre. Die Saturntage sind kurz, nur 10 1/2 Stunden, und erst 24,618 dieser Tage machen ein Saturnjahr. Was für lange Sommer und Winter! Aber die vielen Monde, große und kleine, geben Gelegenheit zu Lichteffekten und Schwärzereien, gegen welche unsere übersehenswerthigste Mondscheinperiode wahrscheinlich sehr nüchtern klingen würde. Die Licht und Farbeneffekte müssen himmlisch sein auf dem Saturn, und wenn unsere Erde in dieser Beziehung Herrliches hat, Apenglißen und Meeresleuchten, wie blaß muß das erscheinen gegen jene Lichtumringe, mondenumschwärmte Wunderwelt des Originals unter unsern Planeten!

Mein Freund Sturm hatte Recht; ich war krank. Seit drei Monaten in Rom, hatte ich mich trotz der kurzen Zeit entschieden überarbeitet. Da meine Mittel schmal waren, mußte ich Copien verfertigen; aus Vorliebe für das Colorit nach den Meistern der venezianischen Schule. Ich arbeitete wie eine Dampfmaschine. Mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags Tag für Tag im Palazzo Borghese bis drei, und dann zu Hause, bis es finster ward, an meinem Originalgemälde „Guido Reni, das Porträt der Beatrice Cenci malend“. Die freien Tage verwendete ich, um im hüßigen Palazzo Cenci zu zeichnen; eine Stunde gönnte ich mir zum Mittagmahl, eine halbe zum Frühstück. Weder Domino noch Schach, weder Whist noch Billard, keine Ausflüge nach Albano oder Frascati, keine Spaziergänge in den Gärten der Villa Borghese, keinen Mitt durch die Campagna, nichts als Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit. In Deutschland hartete meiner eine geliebte Braut; ich wollte als ein berühmter Maler zurückkehren und versagte mir in diesem ehrgeizigen Streben jeden Genuß, jede Erholung, zum nicht geringen Verdruss meines lustigen Landmanns und Jugendfreundes Sturm, der nichts weniger als ein Freund harter Arbeit war.

Ich hatte vier Copien beinahe vollendet. Die Aurora, die Cenci und die heilige Agnes des großen Guido fertigte ich auf Bestellung, die vierte Copie aber, Titians „heilige und profane Liebe“ malte ich aus eigener Lust und Liebe. Die goldige Blut, welche die Heiligen und Nymphen, Märtyrer und Prälaten des großen Venezianers durchleuchtet, war mein unablässiges Studium. Um einen Schlüssel zu diesem Geheimniß zu finden, verbrachte ich meine Tage an der Staffelei und die Nächte über Büchern der Chemie und Optik.

Ich spottete allen Gesundheitsregeln; wachte bis Tagesanbruch; stand spät auf, aß unregelmäßig; entzog mir frische Luft und freie Bewegung, nahm selten, dann aber zu viel Nahrung zu mir; schloß mich selbst allein in einem düstern alten Palazzo ein und grübelte über alle erdenklichen Hindernisse zum Erfolg, bis ich völlig in Hypochondrie versiel. Dann kam die gewöhnliche Reihe von Uebeln, schlechte Verdauung, unruhiger Schlaf, schreckliche Beklemmungen, schwermüthige Gedanken, grundlose Aufregungen, Unlust zur Arbeit, schlechte Laune, und über und zu all diesen Erscheinungen eine leere, gleichwol entsetzliche Vorstellung, ähnlich dem Alpdrücken, von irgend einer drohenden Gefahr.

Dabei war meine Phantasie so lebendig und rührig, daß es mir schwer wurde, Eingebildetes von Wirklichem zu unterscheiden. Oft in der Dämmerung erschien es mir, als begönnen auf meiner Copie von Guido Reni's „Aurora“ die Augen der Kofse zu glänzen, und die Nymphen auf der Leinwand sich zu bewegen und auszusprechen; das safranengelbe Gewölke erglühte, und das Licht griff um sich, wie bei einem wirklichen Tagesanbruch. Jetzt lagte ich über jene Einbildungen, aber damals ergriß mich starrs Entsetzen.

An einem solchen Abend fieberhafter Aufregung besuchte mich Freund Sturm. „Du bist krank,“ entgegnete er auf mein Klageklieb.

„Ja, ich bin's,“ versetzte ich düster, „ich werde morgen zu Doctor Annibale gehen, von dem unser Landmann Engelhart so oft und so viel erzählt, den er so sehr rühmt.“

„Nah, so war's nicht gemeint, mein Junge,“ sagte Sturm, während er seine Pfeife in Brand setzte. „Nicht zum Arzt, nach Frascati sollst Du! Eine Woche ehrliehen Müßiggangs in frischer Landluft thut Dir Noth, nichts weiter. Hörst Du Alterchen, wir machen morgen nach Frascati; laß den Doctor Annibale laufen.“

„Nein,“ sagte ich entschlossen. „Ich muß und will arbeiten, und das kann ich nur in Rom, nicht in Frascati. Nein, ich bleibe hier. Weißt Du, wo Doctor Annibale wohnt?“

„Ja, nahe Pietro da Cortona's Haus; in der kleinen Via Pedacchia. Viele halten ihn für den ersten Doctor Rom's; er soll den Principe G. behandeln und den Lord B. und die Marquise C., kurz, er soll alle Welt behandeln. Ich dagegen halte ihn für einen Quacksalber und Marckschreier. Geh' mir mit den römischen Doctoren!“

Ich aber bestand auf meinem Entschluß, so daß meinem gutmüthigen Freunde zuletzt nichts übrig blieb, als mir für morgen seine Begleitung zum Doctor Annibale anzutragen.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich schlechter denn je; ich war blaß, meine Augen glanzlos und geröthet; ich war ernstlich krank. Zur verabredeten Stunde hämmerte Sturm, der in Allem, außer bei der Arbeit, pünktlich war, an die Thüre, und stimmte mit Stentorsstimme sein Lieblingslied an:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gepriesen sei der Rhein!“

„Wie steht's?“ sagte er, als ich ihm die Thüre geöffnet.

„Nach Frascati oder zum Doctor Annibale? He?“

„Zum Doctor,“ erwiderte ich bestimmt. „Ich bin kränker als Du glaubst; nur ein Arzt kann mir helfen.“

„Gut denn,“ sagte Sturm nach einem langen Blick auf mich; „gehen wir nach der Via Pedacchia, aber —“

„Keine Einrede,“ unterbrach ich ihn, von seinem „aber“ schon gereizt, „wenn Du mich nicht begleiten willst, geh' ich allein.“

Sturm brumnte etwas in den Bart und schlenderte dann gutmüthig neben mir her, nach der Via Pedacchia, wo Doctor Annibale's Wohnung halb gefunden war.

An der Hausthüre entließ mich Sturm mit einem theatralischen „Gott beschütze Dich, mein Junge!“ und ich trat ein.

Ein Diener führte mich in das zweite Gemach einer langen Flucht von Zimmern, das nach der stillen StraÙe lag.

Ich hatte ungefähr zwanzig Minuten gewartet, in einem nicht sehr ermunternden Buche über „Nervenerüttungen“ blätternd, dessen Verfasser offenbar der Doctor war, als eine Glocke klang und der Diener wieder erschien, um mich in ein drittes Zimmer zu führen. Kaum hatte ich daselbst Platz genommen, so ward die entgegengesetzte Thüre geöffnet und herein trat Doctor Angelo Annibale.

Der Doctor war ein großer aufgedunsener Mann, nachlässig gekleidet, in schwarzem Frack und schmutziger weißer Halsbinde. Er hatte groÙe FüÙe, eine graubraune Gesichtsfarbe, weißes borstiges Haar und schwarze überhängende Brauen. Er hielt seine Augen nicht auf mich gerichtet, sondern fragte mich, während er scharf in einen Spiegel sah, der uns Beide spiegelte, mit eintöniger Stimme nach meinem Leiden. Als ich sagte „Nervenerüttung“ suchte er, drehte sich um, sah mir grimmig ins Auge und fühlte mir unsanft den Puls. „In der That,“ sagte er dann, „ich dacht' es mir.“ Sobann befragte er mich über die Symptome.

Ob ich beständigen Kopfschmerz habe? Ob ich ein leichtes

Fieber fühle oder eine Reizbarkeit in den Fingern? Ob ich samer denn gewöhnlich spreche? Ob mein Gedächtniß nachlassen habe? Ob mich lautes Geräusch beängstige oder ob überhaupt nichts höre? Ob mein Fassungsvermögen getrübt, meine Einbildungskraft geschwächt sei?

All diese Fragen wurden von dem Doctor in einem streng gebieterischen Tone gestellt. Ich erwiderte die einen mit Ja, dere mit Nein.

Doctor Annibale neigte nachdenklich den Kopf, bat mich Platz zu nehmen und verließ mich auf zwei oder drei Minuten. Als er wiederkam, trat er erst vor den Spiegel, dann zum Fenster, zuletzt setzte er sich an meine Seite und nahm meine Hand.

„Junger Freund,“ begann er, „ich habe oft die traurige Pflicht, meinen Patienten schlimme Wahrheiten zu sagen; ich finde mich auch jetzt in diesem Falle. Ich bin ein Schicksal Georg's und habe mein ganzes Leben dem Studium der Gebräulstörungen gewidmet. Ihre Symptome lassen mir keinen geringsten Zweifel, daß Sie an den ersten Graden von ramollissement cérébral leiden. Ich halte es für Pflicht, Ihnen zu sagen, daß es allein in Gottes Willen steht, ob ich Sie heilen oder nicht heilen werde; was geschehen soll, geschieht. Uebrigens werde ich Ihnen die kräftigsten Mittel verschreiben, die ich für Ihr Alter kommt Ihnen zu Gunsten; die Lebenskräfte helfen oft selbst und wirken Wunder. Aber rechnen Sie darauf nicht, sondern erinnern Sie sich immer: ramollissement! Bleiben Sie nicht lange auf, verhalten Sie sich ruhig! seien Sie heiter und besuchen Sie mich alle andern Tage. Guten Morgen!“

Ich war beinahe vom Stuhl gesunken, als ich nicht weniger, denn mein Todesurtheil vernahm. Mein Blut starrte, ich zitterte und vermochte kaum die hellen Thränen zurückzuhalten. Ich gab dem Doctor das übliche Honorar in stolperte zur Thüre. „Halt!“ schrie Annibale, mich an der Schulter fassend, „ich habe Ihnen ein Rezept zu schreiben. Sie müssen sehr viel Belladonna nehmen, welche bei Gehirnleiden von überraschender Wirkung ist. Gott segne Sie! Doch Sie würden besser thun, sich von meinem Diener einen Waecher holen zu lassen, denn Sie sind zu nervös, um bis zum Morgen allein gehen zu können. Sieh nicht aufregen, hören Sie Abbio.“ Damit zog er die Glocke und entließ mich.

Bei meinem dritten Besuche fand der Doctor die Symptome weniger beunruhigend. Dies belebte mich etwas und wir rietzen in eine Unterhaltung. Ich lernte in ihm einen leidenschaftlichen Chemiker kennen, und da ich ein wenig in der Wissenschaft Bescheid wußte und mehr noch lernen wollte, wurde dies ein Punkt der Annäherung für uns.

Bei meinem nächsten Besuche nahm mich der Doctor nach einem langen Gespräch über Krystallisation plötzlich beim Arme, führte mich in die volle Tageslicht zum Fenster und starrte mir mit seinem starr und doch zerstreuten Blicke ins Gesicht, lächelnd, als wenn er gen wollte: „Er macht Fortschritte.“

„Wollen Sie,“ begann er nach einer Pause, die Augen, er unterlassen auf den Boden gebettet hatte, mit Eins aufsteigend, „wollen Sie mich heute Abend mit Ihrem Besuch beehren? Keine Widerrede!“ es wird Ihnen gut thun. Also um acht warte ich Sie.“

Ich fühlte, ohne den Grund angeben zu können, einen heimlichen Widerwillen, aber es blieb mir keine Ausrede. So fand ich mich denn am Abend pünktlich in des Doctors Wohnung.

Der Arzt erwartete mich bereits und empfing mich mit seinem gewohnten zerstreuten Art, aber durchaus gütig und gastfreundlich. Wir soupirten; das Huhn war zart, der Salat frisch und der Lacrymae Christi köstlich. Ich trank herzhaft; der Doctor aber that tiefe lange FlüÙe wie ein Verschmachtender.

Nach Tische ergriff der Arzt den bronzenen Armlenchtter und lud mich in sein Laboratorium.

Das Laboratorium war nicht groß, aber doch geräumig genug für einen Vicherschrant, einige Bretter mit anatomischen Präparaten, einen Mineralienkasten und einen kleinen Ofen, dem ein Feuerchen brannte. Auf einem Tische, nahe dem Fenster stand eine Reihe von Gläsern, elektrischen Batterien, Mikroskopen und Flaschen mit Giften und Säuren. Einige alte Folianten, offen und mit geschriebenen Randnoten versehen, lagen auf dem Boden und dem Lehnstuhl des Doctors.

Auf einem Schachtelischen, dem Dienfener gegenüber, stand eine Kaffeemaschine, zwei Tassen und eine Cigarrenbüchse. Zwei Stühle waren von derselben vorsorglichen Hand offenbar für uns hingestellt.

Der Doctor bat mich aufs Höflichste, Platz zu nehmen; er zündeten uns Cigarren an und bliesen eine Weile stillschweigend den Rauch vor uns hin. Dann begannen wir von den Entdeckungen der modernen Wissenschaft zu sprechen, von Photographie und Spectralanalyse, von der Verbrennbarkeit des Diamanten, von Agriculturchemie u. s. w.

„Aber das ist es nicht,“ sagte Doctor Annibale nach einer langen Erörterung, „wovon ich heute sprechen wollte. Ich beackichtige nämlich, Ihnen eine Entdeckung mitzutheilen, die mir nach zwanzigjährigem Studium endlich gelungen ist. Beklagen Sie die Fortsetzung des Krieges auf Erden?“

Ich sagte Ja, denn ihr Ausgang bewiese nichts und führte zu keinen Resultaten.

„Veramente! veramente!“ rief der Doctor, während eine Flasche mit einer rothen Flüssigkeit ans Licht hielt. „Geben Sie meine Meinung! Aber da gibt es nun dumme Leute in Frankreich und England, in Deutschland und Amerika, welche den Krieg durch Congresse und Parlamentsbeschlüsse überflüssig machen wähen. Thorheit! Es gibt nur ein Mittel, den Krieg unmöglich zu machen, die Zerstörungswerkzeuge nämlich so vervollkommen, daß alle Nationen gleich mächtig sind. Ist der Tod jeder Gegner dann mit Sicherheit als Resultat des Krieges voranzusehen, so wird der Krieg nutzlos und unfruchtbar.“

Die Entdeckung des Schießpulvers begann das gute Werk; werden jetzt weniger Menschen getöbötet, als in den Schlachten der alten Zeit, wo Mann gegen Mann focht. Mich aber, nicht, Doctor Angelo Annibale, hat der Himmel erkoren, die zweite große Entdeckung zu machen, welche das Wort „Krieg“ aus den europäischen Wörterbüchern streichen wird. Ich habe ein Mittel zu verbreiten erfunden, so schrecklich, plötzlich und unumwiderrlich, daß es diejenigen, welche es handhaben, in den Stand setzt zehntausend Mann in einer halben Stunde zu vernichten.“

Ich fühlte einen starken Hang zum Lachen, aber ich bezwang mich; der Doctor sah so sehr aufgeregt aus.

„Eine neue Art von Kugeln, vermuthet ich?“ fragte ich etwaspöttlich nach einer peinlichen Pause. „Vielleicht mit griechischer Feuer gefüllt? oder eine Dampfkanone —“

„Nichts dergleichen,“ unterbrach er mich leidenschaftlich. „Meine Erfindung — doch vorher schwören Sie mir, mein Geheimniß nicht zu verrathen.“ Ich versprach es.

„Meine Erfindung besteht in einer Säure, so äßend, töblich und verheerend, daß ein Tropfen davon, auf die Haut gebracht, binnen sieben Minuten töbötet. Weder Kleider schützen

noch kann sie Wasser abwaschen oder löschen, es ist das alte schiffliche Feuer in flüssiger Form, nicht als Flamme, sondern als Mittel brennend. Es gibt kein Gegenmittel, es tödtet schneller als das Bouraligist, von dem es einige Bestandtheile enthält. Ich verwandte zwanzig Jahre auf seine Herstellung. Ich ist es mir gelungen, es per Orbst herzustellen, wohlfeil und gut, in jedem Lande und jedem Klima."

"Aber Doctor," entgegnete ich, "das flüssige Feuer zugehen, wie soll es wirkungsvoll einer gewaffneten Armee gegenüber gebraucht werden? Denken Sie doch an die beinahe übernatürliche Macht der modernen Artillerie. Die gezogenen Kanonen tragen jetzt fünf bis sechs Meilen weit."

"Ich bin auf alle Einwände vorbereitet," sagte der Doctor. "Ich setze die Männer, welche meine tragbare Pumpe mit der Salpetersäure regieren, auf ungeheure Omnibus, die durch Dampf getrieben und mit schußfestem Stahl gepanzert sind. Um für dreißig Fuß vom Feinde setzen sie die Spritze in Bewegung und mahnen nun Glied für Glied nieder. Der Feind zieht zurück, sie ihm aber nach mit der halben Kraft der Maschine, der letzte Mann gefallen, und so die Campagne an einem Tage mit einem vernichtenden Siege beendigt ist."

So niedergeschlagen ich war, so unfroh damals meine Leibesgenossen, ich konnte mich nicht länger halten und brach in ein allgemeines Gelächter aus, so herzlich, daß mir die Thränen von den Wangen liefen und ich mich in Stühle wälzte.

"Als ich mich wieder gefaßt hatte, bat ich tausendmal um Verzeihung und schob meine übermäßige Lustigkeit auf die Unwissenheit meiner Nerven und das Ungewöhnliche seiner Darstellung. Aber der Doctor war nicht zu beschwichtigen. Seine Augen zuckten und seine Hand zitterte, als er zum Tisch schritt, um ein weithalsiges Glasgefäß, das eine rothe Flüssigkeit enthielt, zu holen und es gegen das Licht hielt.

"Hier," sagte er, und seine Augen rollten gleich Feuerkugeln, "Später, dies Glas enthält, womit ich hundert Menschen, was sag' ich! tausende tödteten könnte." Ein Nadeln meinerseits steigerte seine Wuth. "Deutscher Tölpel!" rief er, "wisse, Deine Tage gezählt sind, daß ich Dich vom Anbeginn zum Ende eines Experiments bestimme, das das Leben von Millionen noch Ungeborenen retten soll. Vor einer Stunde fühlte ich eine Verwandlung von Mitleid mit Dir, aber nun bin ich wieder männlich und blutdürstig wie ich bin, bevor Du zu schreien beginnst und der Ofen da wird jede Spur von Dir vertilgen."

Wäre ich im Besitz voller Gesundheit gewesen, hätte ich mich nicht auf ihn gestürzt und ihn zu Boden geschlagen; so jedoch durch meinen überreizten Nerven, durch die Sprache des Mannes, durch die Blicke und Unerhörte seines Benehmens überrascht, stand ich einen Augenblick wie gelähmt. Ich sah, wie er die Hand erhob. Kaum weiß ich, was ich that; ich erinnere mich nur, daß ich mich über die Tische und Gläser hinweg über den Tisch setzte und blinzelnd durch das Fenster auf die Straße sprang. Ich fühlte ich den Schauer einer Flüssigkeit im Nacken und auf der Wange und hörte ein lautes schrilles Gelächter unter mir.

Ich rannte die Straßen hinab wie von Furien verfolgt, mit zerlocktem Haar und ohne Hut. An der Ecke der Via Nabuina rannte ich wider Jemand, der einen deutschen Fluß ausstieß; er konnte es anders sein, als Sturm! Als er mich erkannte, war er vor Verwunderung erstarrt, und meine Erzählung verängstigte wahrhaftig sein Erntannen nicht.

"Mein Wort zum Pande," sagte er, "der alte Schuft ist toll. Ich sehe auf Deinem Nacken nichts als einen Fleck rother Farbe. Dein Noß ist keineswegs davon verbrannt. Fühst Du Schmerzen im Nacken?"

"Nein."

Sturm wischte mir die Flüssigkeit mit seinem Taschentuche ab, und wir warteten mit höchster Spannung, was mit dem nächsten Geschehen würde — aber es brannten weder Böcher hinein, noch ging es in Flammen auf. "Ich schlage vor, wir kehren um und prügeln den Doctor," sagte mein Freund. "Er hat Dich zum Besten gehalten, um zu sehen, ob Du frank bist."

"Das ist's," sagte ich nach kurzem Nachdenken. "Da ich aber dergleichen Experimente an mir nicht liebe, so laß uns morgen früh zu ihm gehen und ihn zur Rechenschaft stellen."

Am anderen Morgen machte ich mich mit Sturm auf den Weg nach des Doctors Haus. Wir waren Beide zu der Ueberzeugung gelangt, daß des Doctors seltsames Betragen und noch räthselhaftere Geschichte ein wohlüberlegter Plan gewesen, um meinen Gesundheitszustand zu erproben. Wie dem aber auch sein mochte, die Aufregung hatte mir wohl gethan, ich fühlte mich wohlher und begann über meinen eigenen Todesfurcht zu lachen.

Eben als wir um die Ecke von des Doctors Straße bogen, sah ich vor dem Hause desselben eine schwarze Kutsche halten. Wir standen still, da trat auch schon der Doctor aus der offenen Thüre, mehr mit Gewalt geschoben, als freiwillig, von vier rauchaussehenden Männern. Sein Hut fiel ihm herab, aber keiner rückte sich, um ihn aufzuheben. Er machte lebhaftes Geberden, aber man beachtete sie nicht. Alle zusammen dann stiegen in den Wagen, der Kutschenschlag ward zugeworfen und die zwei römischen Kappen zogen an. Der Wagen rollte die Straße hinab und verschwand dann um die Ecke. Das Letzte, was ich sah, war des Doctors Kopf und Arm, die er aus dem Wagen stach.

Wir standen erstaunt, aber in diesem Augenblicke sah ich unsern Freund Engelhart, den Bildhauer, in seinem Arbeitsfittel an der Thüre seines Ateliers stehen, das dem Hause des Doctors gerade gegenüber lag.

"Das ist eine schöne Geschichte," sagte er. "Doctor Annibale ist gestern Nachts toll geworden, und sie haben ihn nun auf gepackt, um ihn nach der Frenzialität im Venetianer-Hospital zu bringen. Er mag an seinen Patienten in den letzten Wochen schöne Kuren verrichtet haben."

Nun mußte ich Alles. Der Doctor selbst, mit seinem zerrütteten Verstande, hatte meine nervösen Symptome zu seiner eigenen Krankheit übertrieben. Dies gab mir Muth. Ich befolgte Sturm's Rath, verbrachte acht lustige Tage in Frascati und kehrte frisch an Leib und Seele von dort zurück. [1454]

Mehr Licht — mehr Lichte!

Jahrhunderte hindurch ist, trotz allen Fortschreitens der Menschheit auf vielen anderen Gebieten, wenig für eine Umgestaltung und Erweiterung der künstlichen Beleuchtungsstoffe geschehen, erst nach Jahrzehnten zählen wir die Zeit, welche uns etwas Besseres als das Talg- und Wachslicht und die Dellelampe gab, aber diese letzte kurze Zeit schuf auch darin so Gewaltiges, daß kein späterer gleich langer Zeitraum sie in dieser Beziehung überflügeln wird.

Einem Neesenkinde, das, kaum geboren, gegen Aberglauben

und falsches, bössisches Verhältniß der Naturkräfte zu Felde zog, der Chemie haben wir, wie für so vieles Andere, auch zu danken, daß sie uns nicht nur viel neues Licht, sondern auch viel neue Lichte schenkte.

Von einer Wissenschaft, die in der Zeit ihrer ersten Entwicklung stehend, schon so viel geleistet, muß sich zwar erwarten lassen, daß sie im Zeitenlauf in allen ihren Verzweigungen noch viel Größeres schaffen wird, allein so viel neues Licht über tausend dunkle Vorgänge sie auch verbreiten wird, auf so viel neue Lichte als sie bisher gegeben, dürften wir fernerhin wol nicht mehr zu rechnen haben — die Chemie hat sich darin, sozusagen, zu sehr auf einmal verausgabt, es sind uns die natürlichen Quellen der zur Verarbeitung auf Beleuchtungsmittel vorhandenen Rohmaterialien ziemlich erschöpfend bekannt, und es wird späteren Zeiten hauptsächlich vorbehalten sein, an das jetzt Vorhandene die verbesserte Hand zu legen.

Lassen wir einmal die Beleuchtungsmittel unseres Jahrhunderts die Revue passieren.

Die brillianteste Beleuchtung, welche sich unsere Vorfahren bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zu verschaffen vermochten, bildeten entweder Wallrath- oder Wachskerzen oder die im Jahre 1783 durch Argand's Erfindung runder hohler Dochte verbesserte Dellelampe, welche letztere, so mannichfache Veränderungen und Verbesserungen sie auch in der jüngsten Zeit erfahren hat, auch gegenwärtig noch nach Argand's Princip construirt wird.

Fast mit einem Sprunge kommen wir von der Dellelampe zur Gasbeleuchtung, denn alle anderen flüssigen und festen Beleuchtungsstoffe, als Photogen, Stearin, Paraffin etc. sind später als jenes eingeführt worden.

Schon im Jahre 1659 hatte Shirley beobachtet, daß bei der Zerlegung der Steinkohle durch Hitze ein brennbares, leichtes Gas austritt, allein praktische Verwendung fand diese Beobachtung erst viel später, wie denn alle Erfindungen nicht plötzlich für und fertig dastehen gleich der gewappneten Minerva, sondern erst allmählig zur Ausbildung und Vollkommenheit gelangen.

Dem Engländer Murdoch verdankt man die Erfindung der betriebmäßigen Gasbeleuchtung, es gelang ihm 1792, die Beleuchtung seines Wohnhauses mit Gas in regelmäßigem Betriebe zu Stande zu bringen und später (1805) in Verbindung mit dem genialen Dampfmaschinenbauer, James Watt, auf die mechanische Werkstätte des letzteren, Sohnofoundry bei Birmingham, sowie der Baumwollenmanufactur von Philips und Lee in Manchester auszu dehnen.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf Theorie und Technik der Leuchtgaszerzeugung einzugehen, doch können wir nicht unterlassen zu bemerken, daß jede brennende Kerze im Grunde genommen eine Leuchtgasfabrik im Kleinen ist. Der brennende Docht, der das Material der Kerze schmilzt und aufsaugt, zerlegt es auch in brennbare Luftarten, ein Vorgang, der ganz ebenso, nur in Raum und Zeit verschieden, bei der Zerzeugung des Gaslichtes stattfindet. Sehr treffend bemerkt hierüber der berühmte Chemiker Dumas: "Hätte man von Anfang an das Gas gehabt, so würde der, der die erste Kerze gemacht, als der geniale Kopf gefeiert worden sein, dem es gelungen ist, den Mechanismus der Gasanstalten in dem Raum eines Fingerhutes zu construiren."

Die letzten fünfzig Jahre haben gezeigt, wie fegenbringend die großartige Erfindung der Gasbeleuchtung den Menschen geworden; sie hat im Lauf dieser Zeit sich über die ganze civilisirte Welt verbreitet und greift immer mehr und mehr, selbst in unbedeutenden Städten, ja isolirten Fabriken, Schiffsjahren etc. Platz, und dies trotz aller Furcht vor den Gefahren, die sie mit sich bringen sollte und die ihre Einführung anfänglich wesentlich erschwert.

Es würden gewiß noch vielmehr durch Nachlässigkeit entstandene Unglücksfälle vorkommen, wenn nicht glücklicher Weise der charakteristische unangenehme Geruch des Gases selbst zum Warner würde. Beiläufig haben in neuester Zeit angestellte Versuche ergeben, daß ein Gemisch aus Leuchtgas und gewöhnlicher Luft die Fähigkeit zu explodiren, wenn in dasselbe ein brennendes Licht gebracht wird, dann empfangt, wenn mindestens 1 Raumtheil Gas mit 13—16 Raumtheilen Luft gemengt war, daß ferner eine solche Mischung von 1 zu 10—12 Theilen die stärksten Explosionen gibt und daß endlich ein Gemenge von 1 Gas zu 4 Lufttheilen ohne Explosion ruhig abrennt. Ein halbes Procent Leuchtgas macht sich durch seinen übeln Geruch in der Luft aber schon sehr bemerkbar. Fernhalten eines brennenden Lichtes und Lüftung muß in solchem Falle sich jeder zum Gesetz machen. Auch eine andere Vorsicht möge bei Benutzung des Gases nie vergessen werden: die Sorge für eine genügende Lüftung, namentlich in niedrigen Räumen bei verhältnißmäßig starkem Gasverbrauch. Nicht nur, daß bei vollem Gasdruck und ganzer Oeffnung des Gasahnes viel Gas unverbrannt austritt und dadurch als eine unathembare, schädliche Luftart die Stubenluft verschlechtert, sondern es entsteht aus dem verbrennenden Gase selbst eine unathembare Luft, Kohlensäure nämlich.

Wenn mit der Gasbeleuchtung schließlich jemals die kleinsten Orter und Dorfschaften beleuchtet werden können, so bietet diesen dafür ein vorzügliches Beleuchtungsmaterial Ergaz, welches seiner Entstehung nach gewissermaßen als festes Gas angesehen werden kann. Dieser Körper, das Paraffin, findet sich auch unter den Producten der Einwirkung von Hitze (der sogenannten trockenen Destillation) auf fossile Kohlen und zwar im Braunkohlentheer.

Man sieht es dem schwarzen, übelriechenden Braunkohlentheer nicht an, daß er eine Fülle der verschiedenartigsten, schätzbarsten Körper birgt, die alle durch eine nochmalige Destillation desselben in dem Maße, je er für sich, erhalten werden, als der zu ihrer Verflüchtigung nöthige Hitzeegrad ein verschiedenes höher ist. Bei Anwendung von wenig Wärme destillirt zuerst das Benzol — allen Leferinnen als ein vorzügliches Fleckenreinigungsmittel bekannt — über, dann erscheinen, bei gesteigelter Hitze, geschädigte Leuchtöle, Photogen und Solaröl, und endlich bei immer mehr erhöhter Hitze und indem die überdestillirenden Oele eine immer größere Eigenschwere zeigen, tritt auch das Paraffin aus den Destillationsgefäßen zu Tage.

Alle diese Destillationsproducte müssen noch der durchgreifendsten Reinigung unterworfen werden, am meisten aber das Paraffin, welches keineswegs in seinem rohen Zustande so weiß und appetitlich aussieht, wie es uns als Paraffintheer entgegen schimmert. Aber das Paraffin kann auch etwas vertragen: wechselweise wird es mit Schwefelsäure und ätzender Lauge behandelt und gewaschen, und belohnt schließlich durch sein reines durchscheinendes Weiß für alle aufgewandte Mühe.

Das Paraffin ist chemisch dem Leuchtgas sehr ähnlich zusammengesetzt und brennt mit heller dem Gaslicht im Effect nahe kommender Flamme. Da es mehr oder weniger weiche Paraffine gibt, Kerzen aus weichem Paraffin sich aber leicht in der Wärme biegen, so gibt man ihnen oft einen mehr oder minder großen Zusatz von dem festeren Stearin, das die Durchsichtigkeit des Paraffin freilich vermindert und auch dessen relative Helligkeit herabstimmt.

Gute Paraffinlichte müssen ohne sich in einer mäßig warmen Stube zu biegen auch möglichst durchscheinend sein und ein rein weißes Licht, was an Helligkeit das einer gleich großen Stearinkerze sichtbar übertrifft, ausstrahlen. Es mögen etwa 10 Jahre und darüber verlossen sein, seitdem Paraffin, Photogen und Solaröl allgemeiner Verwendung fanden; wenn die Einführung der beiden letztgenannten Braunkohlentheer zuerst wegen einer vermeintlichen Feuergefährlichkeit Widerstand fand, so lag das daran, daß hin und wieder Photogene in den Handel kamen, welche Antheile des leichtentzündlichen und daher zum Brennen in Lampen untauglichen Benzols enthielten. Photogen ist für Beleuchtungszwecke um so besser, je schwerer es, bei niedrigem Eigengewicht, durch Erhitzen ins Kochen geräth, d. h. je höher sein Siedepunkt ist. Das beste Photogen ist dasjenige, welches aus einem Gemisch von Oelen besteht, deren Kochpunkt um 1 1/2, 2 1/2 und 3mal so hoch als der des Wassers (100 Grad) ist und dessen Eigenschwere 7/10 bis 8/10 von der des Wassers beträgt. Ein solches Photogen ist durchaus beim Brennen in den dazu construirten Lampen ungefährlich, dasselbe gilt in noch höherem Grade für das Solaröl. Letzteres gehört neben dem Petroleum zu den billigsten und hellleuchtendsten Beleuchtungsstoffen; Solaröl besitzt eine höhere Leuchtkraft als Photogen und ist, weil es bei der Fabrication in größerer Menge als letzteres auftritt, auch billiger. Wenn man etwas Photogen, Solaröl oder Petroleum auf einen Teller gießt, so darf ein brennendes Zündhölzchen, dicht über die Oberfläche des Oels gehalten, dasselbe nicht entzünden und muß in dasselbe eingetaucht, erlöschen; halten die Oele diese Probe aus, so sind sie zum Brennen ungefährlich. Es kommen bis in die neueste Zeit zwar noch immer Unglücksfälle beim Brennen der genannten Oele vor, allein diese haben meist einen anderen Grund, der wol zu beachten und leicht zu beseitigen ist. Photogen, Solaröl und Petroleum, welche an und für sich bei gewöhnlicher Temperatur sich nicht durch eine brennende Kerze entzünden kann, werden leicht entzündlich, wenn man sie bis zur Bildung von Dämpfen erhitzt. Eine starke Erwärmung findet im oberen Theile des Oelbehälters einer Photogen- oder Petroleumlampe statt, ist daher der Oelbehälter unbedacht, vielleicht geplakt, oder wird in diesem angewärmten Zustande in der Nähe eines Lichtes nachgefüllt, so können sich die Dämpfe entzünden und eine Explosion herbeiführen. Sorgt man also für dichte Oelbehälter und dafür, daß dieselben am Tage und nicht gar zu voll gefüllt werden, so hat man gewiß keine Gefahr zu befürchten.

Zu den Leuchtstoffen, welche sich in neuester Zeit allgemein eingebürgert haben, gehört auch das oben erwähnte Petroleum; dieses an vielen Gegenden im Erdboden oft, wie in Nordamerika (Pennsylvanien) in ungeheuren Mengen vorkommende Oel ist dem Braunkohlentheer gegenüber als ein von der Natur selbst erzeugter Theer anzusehen, der mit künstlichem Theer die größte Ähnlichkeit besitzt; namentlich weil rohes Petroleum auch aus einem Gemenge leicht und schwerflüchtiger Oele, Paraffin etc. besteht.

Man zerlegt es, wie oben beim Braunkohlentheer beschrieben, durch Destillation in seine einzelnen Bestandtheile, aus denen man die schwerflüchtigsten für Beleuchtungszwecke auswählt, die leichtentzündlichen als Fleckenreinigungsmittel u. dgl. verwendet. Die Furcht vor der Feuergefährlichkeit des Petroleum kann sich daher nur auf rohes Petroleum oder solches gereinigtes, welches die oben angegebene Probe nicht aushält, beziehen. Gereinigtes Petroleum des Handels darf nicht mehr als durch einen ganz schwachen Stich in's Gelbe gefärbt sein; sobald es ausgedehnter gelb erscheint, ist es meistens mit dem billigeren Solaröl vermischt, eine Verfälschung, die gegenwärtig dennoch häufig vorkommt.

Kurz sei noch erwähnt, daß gegenwärtig auch versucht wird diese leichtentzündlichen Antheile des Petroleum zu Beleuchtung zu verwerthen; Mongruel läßt nämlich (was übrigens mit ähnlichen Brennstoffen Andere schon früher versucht) Dämpfe von Petroleumbenzin mit Luft gemischt in Röhren treten und zündet das austretende Gemenge, welches mit einer dem Leuchtgas ähnlichen Flamme brennt, an.

Mongruel verspricht sich von seinem „atmosphärischen Gas“ sehr viel, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Erfindung bald sich praktisch einführt — warten wir es ab!

Nicht vergessen dürfen wir, daß zu den wesentlichsten Verbesserungen unserer Beleuchtungsstoffe auch die in den dreißiger Jahren zuerst in Frankreich fabrikmäßige gewordene Abscheidung des Stearins aus dem Talg gehört.

Talg, überhaupt die meisten Fette, sind — so merkwürdig das vielen Leserinnen klingen mag — den Begriffen des Chemikers nach Salze; ein Salz wird aber als eine Verbindung — wir wollen Ethe sagen — einer Säure mit einem laugigen Princip (einer Base) betrachtet, eine Ethe, die in vielen Fällen so harmonisch ist, daß weder der Charakter der Säure noch des Laugigen hervorbricht. Die Säure des Fettsalzes ist zum größten Theil eben das zu Kerzen verarbeitete Stearin, mit ihr in den Fetten verbunden ist das Glycerin oder Delsüß, ein den Leserinnen als Hautmittel gewiß bekannter Körper. Diese Verbindung ist eine so feste, daß sie nur durch Gewaltmittel, zu denen u. A. die Schwefelsäure gehört, getrennt werden kann.

Je reiner und je weniger mit unzersehten Fetten zusammengesetzten das Stearin in den Kerzen ist, um so heller und minder rußend brennen dieselben, um so härter und weniger schmierig fühlen sie sich an. — Eigentlich müßten wir den besprochenen Beleuchtungsmitteln hier noch anreihen: das elektrische Licht, das Knallgaslicht und das Magnesiumlicht, alle drei Erfindungen unseres Jahrhunderts; indeß war unsere Absicht nur die im gewöhnlichen Leben allgemein in Anwendung gekommenen Leuchtmaterialien zu betrachten, was für jene drei nicht gelten kann, da sie mehr ausschließlich der Technik zu dienen bestimmt sind. Von einer Beleuchtung der Straßen mit elektrischem Licht, die wiederholt in Vorschlag gebracht worden, wird aus wichtigen Gründen wol für immer Abstand genommen werden müssen; als interessante Thatsache mag dagegen gelten, daß dieses Licht in neuester Zeit mit entschiedenem Vortheil und großer Wirkung an der Nordküste Frankreichs — wenn wir nicht iren z. B. in Havre — für Leuchttürme praktische Anwendung gefunden.

Die Schöpfung so vieler neuer Lichtquellen, die unserm Jahrhundert angehört, genügt, hätte es nicht außerdem so viel Großes hervorgebracht, ihm einen ruhmvollen Platz in der Geschichte für alle Zeiten zu sichern; in ihm vollzieht sich aber auch im Allgemeinen ein stiller und doch gewaltiger Umschwung: der Drang Aller nach „mehr Licht“ in allen Fächern des Wissens.

[1348] Dr. E. Jacobsen.

Wirthschafts-Blaudereien. Mittheilungen aus dem Notizbuch einer Hausfrau.

Mittel gegen das Rosten von Stahl. Man erwärmt zu gleichen Gewichtstheilen Terpentinöl und weißes Wachs, mischt beides zusammen und trägt die Masse in einer möglichst dünnen

Schicht auf die zu schützenden Gegenstände. Durch Abreiben mit einem trockenen Leinwandläppchen gibt man schließlich Politur.

Flüssiger Leim. Zur Herstellung desselben existiren viele Vorschriften. So z. B. Zusatz von Salpetersäure, oder Lösung des Leims in starkem Essig etc.

Unter den Namen: „Französischer Krystalleim“ ist ein Klebemittel im Handel, das in Flacons zu 5 Sgr. verkauft wird, die mit der Etiquette versehen sind: „Zur directen Anwendung, Glas, Porzellan, Marmor, Alabaster etc.“

Gefärbte Stärke. Colman in London verfertigt Stärke in verschiedenen Farben, die bei Mousselinefabricaten, wie Damenkleidern, Fenstervorhängen etc. wie gewöhnliche Stärke angewendet, die weiße Farbe, je nach Bedürfnis in hochroth, rosa, blau, grün oder gelb umwandelt.

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Straßentoilette. Robe von blauem poul de soie mit Besamtergarnitur von derselben Farbe. Paletot aus blauem Velours, mit Astrachan besetzt. Hut aus weißem Tüll und weißem Sammet (velours bouclé).

Fig. 2. Brauttoilette. Robe von weißem Moiré. Den Rock garnirt ein gefalteter Schrägstreifen, über welchen herabhängend in regelmäßigen Entfernungen kleine Charpes angebracht sind; letztere sind oben in Falten arrangirt, nach unten an einer Seite abgerundet und mit einer Franze aus weißer Seide und milchweißen Perlen besetzt.

[13,314] K.

Aehrenlese.

(Aus dem Briefwechsel Voltaire's und der Markgräfin von Baireuth.)

Sw. Königl.che Hobeit haben sehr Recht, man muß sich die Zeit angenehm vertreiben; die Künsten haben in dieser Welt ja nur ihr Leben. Nicht Regimente machen glücklich, sondern die Annehmlichkeit, mit der man die 24 Stunden des Tages hinbringt, und das ist viel schwerer als man glaubt.

Welcher Mensch ist Herr seines Schicksals? V.

Das Theater ist ein Gemälde des menschlichen Lebens. V.

Aber so ist nun einmal die Welt: man opfert der Größe und selten dem Verdienste. W.

Jedermann in dieser Welt wird nun einmal von seinen Neigungen regiert. W.

Gesundheit: das ist das Einzige, um uns glücklich zu machen. W.

Warum muß eine so starke Seele, wie die Ihrige, in einem so zarten Körper eingeschlossen sein? Wir haben zehntausend große Grenadiere, welche gar nicht denken, und die eben vor den Thoren von Potsdam 10,000 Schüsse abfeuern: sie befinden sich vorzüglich und die Frau Markgräfin von Baireuth leidet! V.

Wozu sind Schönheit, Größe, Geist und Anmuth, wenn der Körper leidet? V.

Ich theile meine Zeit zwischen Körper und Geist, man muß den einen unterhalten, um den andern zu erhalten. W.

Die Unruhe kann nur Unbehagen hervorbringen, und die Ruhe ist die Mutter des Vergnügens. W.

O Madame, es ist keine Kleinigkeit, glücklich zu sein; es ist sogar viel leichter, große Dinge zu verrichten, als sich den inneren Seelenfrieden zu wahren, und wenn auch der Ruhm so theuer und so schwer erkauft wird, so ist er doch weniger selten, als dieses Glück. V.

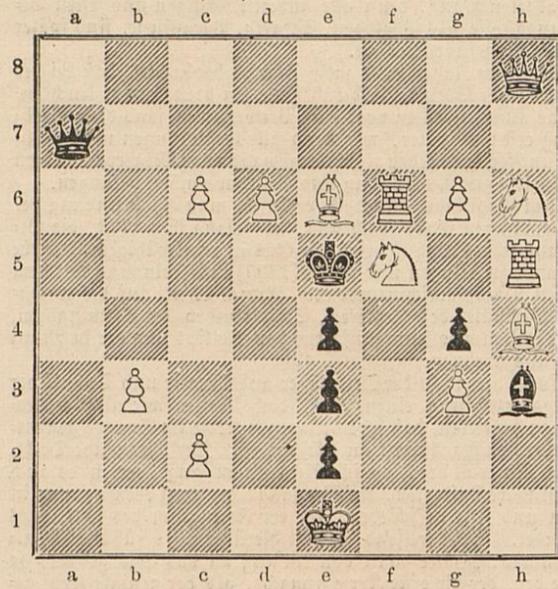
Muß man sich nicht einer Masse von Vorurtheilen unterwerfen, die im Schwange sind, so lange die Welt existirt? Der Mensch basirt nach dem falschen Schein des Ruhmes, und Demokrit hätte sehr Recht, wenn er über die Thorheiten der Menschen nur lachte. W.

Wir haben die Stellen aus Voltaire's Briefen mit einem „V.“, und die aus den Briefen der Markgräfin mit einem „V.“ bezeichnet.

Rebus.



Schach. Aufgabe Nr. III.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Zweifelhafte Charade.

Das Erste giebt den bunten Zauber der Freude auf die Kindheit hin, Und prüfend will man dran erkennen gar oft des Lebens tiefen Sinn.

Das Zweite dient geschickt dem Ersten, wenn du es zwingst zu süßem Sprung, Es liebt den Schmutz, den Glanz der Lichte, und lockt dich selbst, so lang du jung.

Das Erste macht, zu seinem Unheil vor Leidenschaft schon Manchen blind; Doch Manchem ward's auch Glückesonne: Fortuna's launenvolles Kind.

Das Ganze lenkt Plan und Laune. Drum, wer nicht in des Lebens Strauß Mit fester Hand das Schicksal jügelst: den sucht es sich zum Ganzen aus!

Auflösung des Rebus Seite 72.

„Das junge Mädchen ist ein frisch vom Himmel gefallener Engel, die junge Dame ist bereits auf der Erde etwas in der Schule gewesen, hat gelernt ihre schneeweißen Flügel im Salon zusammenzufalten, um Niemand zu geniren.“



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. II, Seite 72.

Weiß. 1) S d 6 - b 5 2) K d 5 - d 6 3) L d 1 - e 2 † und matt. Schwarz. Sc 1 - b 3 K d 3 nimmt e 4

Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 72.

„Frucht. Frucht.“

Correspondenz.

Fr. in L. Die Unart Ihres Papagei, sich die Federn von Hals, Brust und Rücken auszurufen, hat höchst wahrscheinlich den Grund, daß er von Parasiten, welche sein Thier verhorren, heimgesucht wird.

Fr. C. 14. Das beste bis jetzt bekannte Mittel gegen üblen Geruch dem Munde ist das übermannigsaure Kali. Eine ganz schwache Lösung desselben genügt zu dem Zweck.

Fr. Th. 3. in H. Die Kevue scient. et industr. hat kürzlich ein Mittel veröffentlicht, um gelbgewordene Topfgewächse wieder herzustellen: Man löst 8 Grammen schwefelsaures Eisenorydul (Eisenvitriol) in 1 Liter Wasser auf (ungefähr 1 Loth Eisenvitriol auf 4 Pfd. Wasser).

Fr. Bog. v. F. auf Fr. Hier haben Sie Brillat-Savarin's Rezept ein Kondue: Wiegt die Eier, die Ihr nach der Zahl Guter Gäste anwenden wollt. Dann nehmt ein Stück guten Freiburgerkäse, welches das Dritttheil wiegt und ein Stück Butter, welches das Sechstheil wiegt.

Fr. C. in H. Wählen Sie immerhin die Keilmform der Robe princess, die selbe wird sich wahrscheinlich mehrere Jahre noch in Gunst erhalten; indessen dürfte sich besonders bei dem uns eingezeichneten Stoff durch das Anstreifen der Streifen jeder abgetragenen Robe ein ziemlich buntes Gefälle ergeben.

Fr. A. B. W. in B. Es ist zweifelhaft, ob Sie in Berlin einen Nachspiegel fertig erhalten; doch dürfte ein solcher nach der Abbildung und Beschreibung des Bazar von jedem Tischler leicht anzufertigen sein.

Die helle Blondine in M. Garniren Sie die seidene Bluse mit weißer Gimpure de Chaux und Sie werden die eleganteste Gesellschaftstoilette damit vervollständigen können.

Fr. W. v. N. in D. Man trägt allerdings noch Nege über Chignons, und zwar die sogenannten invisibles, aus haarfeiner Seide von der Farbe des Saccar.

Fr. A. S. in M., G. R. in D. und J. M. in Baitim. Wir haben Ihre Wünsche notirt. Eine langjährige Abonnentin in Posen und N. S. in Sp. Wir empfehlen Ihnen die kleine Schrift: „Die Nähmaschine und ihre Bedeutung“ von Clara Wolter.

Augusta in Mailand. Das Waschen der Schwanen wie Straußenfedern geschieht folgender Art: Man bereitet aus lauwarmem Wasser und ganz weicher Seife eine schäumende Lauge, schwenkt die Federn recht oft darin durch, wäscht sie in reinem Wasser, drückt sie leicht aus und zieht sie dann nochmals durch ein Wasser, in welchem etwas Berliner Blau aufgelöst worden.

Kritische Correspondenz. Es dar im Norden Sie haben ein reizende Novelle geschrieben. Wir gratuliren zu diesem ersten Erfolg und bitten, zum Zweck directer Correspondenz, um Ihre Adresse.

Fr. W. v. N. in D. Man trägt allerdings noch Nege über Chignons, und zwar die sogenannten invisibles, aus haarfeiner Seide von der Farbe des Saccar.

Fr. A. S. in M., G. R. in D. und J. M. in Baitim. Wir haben Ihre Wünsche notirt. Eine langjährige Abonnentin in Posen und N. S. in Sp. Wir empfehlen Ihnen die kleine Schrift: „Die Nähmaschine und ihre Bedeutung“ von Clara Wolter.

Augusta in Mailand. Das Waschen der Schwanen wie Straußenfedern geschieht folgender Art: Man bereitet aus lauwarmem Wasser und ganz weicher Seife eine schäumende Lauge, schwenkt die Federn recht oft darin durch, wäscht sie in reinem Wasser, drückt sie leicht aus und zieht sie dann nochmals durch ein Wasser, in welchem etwas Berliner Blau aufgelöst worden.

Kritische Correspondenz. Es dar im Norden Sie haben ein reizende Novelle geschrieben. Wir gratuliren zu diesem ersten Erfolg und bitten, zum Zweck directer Correspondenz, um Ihre Adresse.

Fr. W. v. N. in D. Man trägt allerdings noch Nege über Chignons, und zwar die sogenannten invisibles, aus haarfeiner Seide von der Farbe des Saccar.

Fr. A. S. in M., G. R. in D. und J. M. in Baitim. Wir haben Ihre Wünsche notirt. Eine langjährige Abonnentin in Posen und N. S. in Sp. Wir empfehlen Ihnen die kleine Schrift: „Die Nähmaschine und ihre Bedeutung“ von Clara Wolter.

Augusta in Mailand. Das Waschen der Schwanen wie Straußenfedern geschieht folgender Art: Man bereitet aus lauwarmem Wasser und ganz weicher Seife eine schäumende Lauge, schwenkt die Federn recht oft darin durch, wäscht sie in reinem Wasser, drückt sie leicht aus und zieht sie dann nochmals durch ein Wasser, in welchem etwas Berliner Blau aufgelöst worden.

Kritische Correspondenz. Es dar im Norden Sie haben ein reizende Novelle geschrieben. Wir gratuliren zu diesem ersten Erfolg und bitten, zum Zweck directer Correspondenz, um Ihre Adresse.

Fr. W. v. N. in D. Man trägt allerdings noch Nege über Chignons, und zwar die sogenannten invisibles, aus haarfeiner Seide von der Farbe des Saccar.

Fr. A. S. in M., G. R. in D. und J. M. in Baitim. Wir haben Ihre Wünsche notirt. Eine langjährige Abonnentin in Posen und N. S. in Sp. Wir empfehlen Ihnen die kleine Schrift: „Die Nähmaschine und ihre Bedeutung“ von Clara Wolter.

Augusta in Mailand. Das Waschen der Schwanen wie Straußenfedern geschieht folgender Art: Man bereitet aus lauwarmem Wasser und ganz weicher Seife eine schäumende Lauge, schwenkt die Federn recht oft darin durch, wäscht sie in reinem Wasser, drückt sie leicht aus und zieht sie dann nochmals durch ein Wasser, in welchem etwas Berliner Blau aufgelöst worden.

Kritische Correspondenz. Es dar im Norden Sie haben ein reizende Novelle geschrieben. Wir gratuliren zu diesem ersten Erfolg und bitten, zum Zweck directer Correspondenz, um Ihre Adresse.

Fr. W. v. N. in D. Man trägt allerdings noch Nege über Chignons, und zwar die sogenannten invisibles, aus haarfeiner Seide von der Farbe des Saccar.

Fr. A. S. in M., G. R. in D. und J. M. in Baitim. Wir haben Ihre Wünsche notirt. Eine langjährige Abonnentin in Posen und N. S. in Sp. Wir empfehlen Ihnen die kleine Schrift: „Die Nähmaschine und ihre Bedeutung“ von Clara Wolter.

Augusta in Mailand. Das Waschen der Schwanen wie Straußenfedern geschieht folgender Art: Man bereitet aus lauwarmem Wasser und ganz weicher Seife eine schäumende Lauge, schwenkt die Federn recht oft darin durch, wäscht sie in reinem Wasser, drückt sie leicht aus und zieht sie dann nochmals durch ein Wasser, in welchem etwas Berliner Blau aufgelöst worden.

Kritische Correspondenz. Es dar im Norden Sie haben ein reizende Novelle geschrieben. Wir gratuliren zu diesem ersten Erfolg und bitten, zum Zweck directer Correspondenz, um Ihre Adresse.